

Der Westpreuße

Begegnungen mit einer
europäischen Kulturregion



74. Jahrgang Heft 4 Winter 2022 € 9 (D) 35 zł (PL)

Westpreußen-FOKUS

Architektur und Stadtplanung
im 20. Jahrhundert

MARIENBURG-ROMANTIK

Eine bedeutende Ausstellung im
Marienburger Schlossmuseum



AUS DEM INHALT

VORSPANN

- 3 vorab
- 5 Auf ein Wort

PANORAMA

- 6 WESTPREUSSEN-MEDAILLE 2022
- 7 Notizen aus der Dreistadt und aus Marienburg

9 Westpreußen-FOKUS ARCHITEKTUR UND STADTPLANUNG IM 20. JAHRHUNDERT

AUSSTELLEN UND ERFORSCHEN

- 22 Die Marienburg-Romantik – Eine herausragende Ausstellung im Schlossmuseum Marienburg
- 24 Danzig – Berlin: Eine vergessene Beziehungsgeschichte. Bericht über die gleichnamige Tagung
- 26 Schutz der Natur an der unteren Weichsel – Der Westpreußen-Kongress 2022
- 29 Aus dem Innenleben des Deutschen Ordens – Ein spannendes »Lesebuch« von Bernhart Jähniß

POLITIK UND GESELLSCHAFT

- 30 Beauftragte in schwierigen Zeiten. Natalie Pawlik im Interview

32 NACHRICHTEN

ZUM JAHRESAUSKLANG

- 33 Weihnachtswünsche
- 34 Elbing – eine Hauptstadt der Weihnachtsbäckerei
- 36 Eine andere Weihnachtsfeier: Das polnische Herodesspiel in Westpreußen
- 37 FÜNF EMPFEHLUNGEN FÜR MUSSESTUNDEN ZWISCHEN DEN JAHREN
- 40 *Dich, Christenvolk, rufe ich zum Gottesdienst zusammen* – Die Geschichte einer Glocke aus Elbing

RUBRIKEN

Anzeigen für den WESTPREUSSEN-KALENDER 2023 sowie für das WESTPREUSSEN-JAHRBUCH 69/70 (4)

Neuerscheinungen (42)

Impressum / Autorinnen und Autoren (43)

Zum guten Schluss (44)

TITELBILD

Das Rathaus von Kulm; im Bildhintergrund rechts die Mariä-Himmelfahrt-Kirche

FOTO: PATRYK KOSMIDER / SHUTTERSTOCK

PASSWÖRTER für die digitalen Fassungen der letzten drei *Westpreußen*-Ausgaben :

- 📖 Sommer 2022: heft-2-2022-kvd
- 📖 Herbst 2022: heft-3-2022-dgw
- 📖 Winter 2022: heft-4-2022-asw

6



Bernard Gaida: Träger der Westpreußen-Medaille 2022

7



Totengedenken in Danzig

22



Bilder von der Marienburg in der Epoche der Romantik

26



Kongress in Warendorf: Schutz der Natur an der unteren Weichsel

30



Zur Situation von Aussiedlern und nationalen Minderheiten: Natalie Pawlik im Gespräch

40



Eine Stuttgarter DOMINICA aus Elbing

Westpreußen-FOKUS

9

Für die historistische Architektur der Kaiserzeit in Westpreußen bietet das repräsentative Gebäude der 1904 eröffneten Technischen Hochschule in Danzig-Langfuhr ein treffendes Beispiel. Der Anlage und der Geschichte dieses „Zauberbergs“ der Wissenschaften wendet sich Alexander Kleinschrodt in seinem einleitenden Beitrag zu.

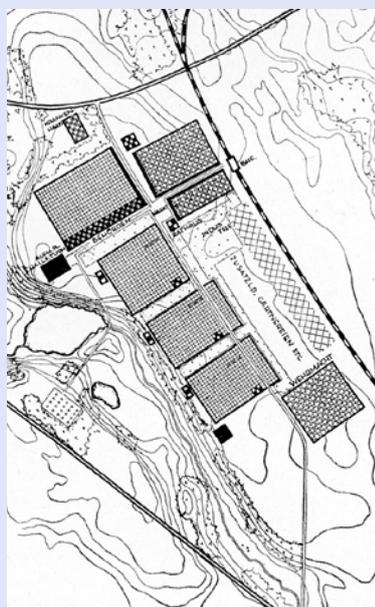


14

Im Rahmen eines städtischen Schulbau-Programms der 1920er Jahre entstand als zukunftsweisendes Bauwerk der „gemäßigten Moderne“ die **Elbinger Jahnschule**. Der Kunsthistoriker Michał Kozłowski erläutert dieses bis heute bemerkenswerte Gebäude und dessen aufschlussreichen stil-, bau- und planungsgeschichtlichen Kontext.

18

Mit der Etablierung des Reichsgaus Danzig-Westpreußen entwickeln die nationalsozialistischen Machthaber radikale Konzepte einer neuen „Raumordnung und Stadtarchitektur“. Aufgrund der leitenden Ideologie entsteht dabei – wie Katja Bernhardt zeigt – nahezu zwangsläufig die **Imagination einer „totalen“ Planung**.



vorab

**DAS JAHRESINHALTSVERZEICHNIS 2022
FOLGT IN DER NÄCHSTEN AUSGABE**

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

jede Ausgabe des *Westpreußen* folgt bekanntlich seit Jahren einem festen, von Rubriken gebildeten Grundriss, der für die Redaktion einen wichtigen Orientierungsrahmen bildet und den Lesern Vorhinweise auf Artikel geben kann, die bald gelesen werden sollten, deren Lektüre sich getrost auf eine spätere Zeit verschieben lässt – oder die vielleicht sowieso außerhalb des eigenen Horizonts bleiben können.

Jede Ausgabe des *Westpreußen* folgt zugleich aber auch eigenen Bedingungen und Regeln, die jenen Grundriss variieren, wenn nicht zuweilen tiefgreifend verfremden, und gewinnt auf diese Weise ein individuelles Profil. Dafür können äußere Einflüsse bzw. Zwänge verantwortlich sein, wenn es z. B. – wie im vorliegenden Heft – ausnahmsweise nicht gelingt, einen größeren Beitrag zur GESCHICHTE UND KULTUR redaktionell noch rechtzeitig einzurichten.

In aller Regel aber sind innere Gründe für proportionale Verschiebungen oder thematische Einseitigkeiten verantwortlich. So ergab sich beispielsweise in der Danzig gewidmeten Sommerausgabe (*DW 2/2022*) eine ungewöhnliche Ausdehnung der PANORAMA-Rubrik, und diesmal war nicht zu vermeiden, dass der Texttyp »Bericht« eine offenbare Unwucht in der Disposition hervorruft: Eine höchst bemerkenswerte Ausstellung zur Marienburg-Romantik konnte ebenso wenig übergangen werden wie die beiden wissenschaftlichen Tagungen, die für die Auswirkung unserer Verbände, des Bundes der Danziger wie der Westpreußischen Gesellschaft, von erheblicher Bedeutung gewesen sind. Und dass die mit einer neuen Widmung versehene WESTPREUSSEN-MEDAILLE nun erstmals verliehen werden konnte, forderte nicht minder eine angemessene Berücksichtigung.

Aus diesem Grunde hoffen wir, dass Sie auch diesen Artikeln Ihre ungeteilte Aufmerksamkeit schenken wollen – oder zumindest genügend andere Beiträge entdecken, die Sie quasi als Reserve an Lektüreangeboten bis zum Beginn des Frühjahres 2023 begleiten können. In diesem Sinne bleiben wir mit vielen guten Wünschen für die Wintermonate und wie stets

mit herzlichen Grüßen

Ihre DW-Redaktion

Ein Hinweis in eigener Sache: Bedauerlicherweise ist in der vorherigen Ausgabe die Verfasserin des umfangreichen Artikels über den Kalvarienberg von Neustadt – »Das neue Jerusalem auf drei Hügeln der Kaschubei« – nicht genannt worden. Dieser Beitrag stammt von Magdalena Pasewicz-Rybacka, die seit 2019 schon einige Male als Autorin des *Westpreußen* hervorgetreten ist. Wir bitten, dieses Versehen zu entschuldigen. D. O.

BITTE UNTERSTÜTZEN SIE DIE ARBEIT FÜR WESTPREUSSEN



Liebe Leserinnen und Leser,

zum Ende dieses Jahres legen wir dem *Westpreußen* unseren Spendenaufruf bei und wollen Sie zugleich herzlich bitten, die Kontinuität unserer Arbeit für Westpreußen finanziell zu unterstützen; denn die unterschiedlichen Projekte, die wir regelmäßig verfolgen – und die weit über die Betreuung unserer Zeitung hinausreichen –, können beim besten Willen

nicht allein mit rein ehrenamtlichen Kräften bewältigt werden.

Für die Lektüre unseres Aufrufs und eine wohlwollende Prüfung unseres Anliegens danken wir Ihnen im Vorhinein, und ich bleibe

mit herzlichen Grüßen

Ihr Erik Fischer

Vorstandsvorsitzender der
Westpreußischen Gesellschaft

Der WESTPREUSSEN-KALENDER 2023 ist erschienen und wird ausgeliefert

- 👉 13 zweiseitig bedruckte Blätter mit Spiralbindung und Aufhänger, davon
- 👉 12 Kalenderblätter mit großformatigen Ansichten von Baudenkmalern und Naturschönheiten, die den Betrachter stimmungsvoll durch das Jahr begleiten,
- 👉 zu jedem Foto auf der Rückseite eine Erläuterung.

Der Kalender ist vorzüglich als Geschenk für Freunde und Partner auch in Polen geeignet: Die Monatsnamen und Kommentare erscheinen zweisprachig.



Im **Format DIN A4** kostet der Westpreußen-Kalender **€ 11,80** (inkl. MwSt., Porto und Verpackung)

im **Format DIN A3** kostet er weiterhin **€ 19,80**,

- bei Einzelbestellungen eines Kalenders kommt eine Versandkosten-Pauschale von **€ 3,-** hinzu,
- bei der Lieferung mehrerer Exemplare berechnen wir zusätzlich zum ausgewiesenen Bestellwert die effektiv entstehenden Portokosten sowie eine Verpackungspauschale von **€ 1,50**.

Bestellungen erbitten wir

per Telefon: 02506/3057-50

per E-Mail: info@westpreussische-gesellschaft.de

per Post: Westpreußische Gesellschaft
Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck

oder über das Internet-Formular:
der-westpreusse.de/kalender2023

Die WESTPREUSSISCHE GESELLSCHAFT setzt die 1950 gestiftete Tradition der WESTPREUSSEN-JAHRBÜCHER kontinuierlich fort und kann nach der Überwindung verlagstechnischer Schwierigkeiten den vom Vorstand betreuten

Doppelband 69/70 für die Jahre 2019/2020

Anfang Januar in die Produktion geben. – 2023 soll zudem das WESTPREUSSEN-JAHRBUCH 71/72 für die Jahre 2021/2022 erscheinen, so dass die zwischenzeitlich entstandene Lücke in der Editionsfolge bald geschlossen sein wird. – Die *Studien zur europäischen Kulturregion an der unteren Weichsel* umfassen diesmal ca. 230 Seiten und bieten zwölf Beiträge der folgenden Autorinnen und Autoren:

**Christoph Bergner • Hans-Jürgen Bömelburg • Daniel Brewing
Axel Dornemann • Frank Golczewski • Jörg Hackmann
Martin Koschny • Beata Dorota Lakeberg • Christian Pletzing
Bettina Schlüter • Filip Emanuel Schuffert • Rainer Zacharias**

Der Preis dieses Doppelbandes beträgt **€ 25,90** und reduziert sich für Mitglieder der Westpreußischen Gesellschaft auf **€ 22,90**.

Diese Ausgabe kann ab sofort bei der Geschäftsstelle oder im Online-Shop vorbestellt werden.

Westpreußische Gesellschaft, Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon: 02506/3057-50, E-Mail: info@westpreussische-gesellschaft.de
Internet: www.westpreussische-gesellschaft.de

VORANZEIGE



AUF EIN WORT



Von Cornelia Pieper

Im Juni dieses Jahres waren wir Zeugen einer würdevollen Feier anlässlich der liturgischen Rückkehr des Altars der Heiligen Dreifaltigkeit und der dazugehörigen Predella in die Danziger Marienkirche. Dabei handelte es sich um einen herausragenden Erfolg im Gesamtbild der deutsch-polnischen Beziehungen; um einen Augenblick, der uns alle zu Recht mit Stolz erfüllen sollte. Ich war ganz besonders glücklich und dankbar dafür, dass ich diesen Moment im Rahmen meiner Tätigkeit als Generalkonsulin der Bundesrepublik Deutschland in Danzig erleben durfte!

Mit der Rückkehr dieses Altars aus dem 15. Jahrhundert wurde Danzig noch schöner und die deutsch-polnischen Beziehungen wurden um eine weitere Erfahrung reicher, reifer und besser. Die Geschichte schloss hier übrigens einen schönen Kreis: In besonders schwierigen Momenten, wenn die offiziellen und staatlichen Institutionen manchmal nicht mehr weiterwissen, wenn die Standpunkte zu sehr voneinander entfernt scheinen und eine Einigung als unrealistisch bewertet wird, nehmen Kirchen den Faden des Dialoges in die Hände und führen auf den Pfad der Übereinkunft. Der Brief der polnischen Bischöfe an ihre Glaubensbrüder von 1965 ist heute ein historisches Beispiel des guten Willens, der offenen Herzen und Köpfe und des ungeheuren Großmuts von Menschen, die damals in der Lage waren weiter und breiter in die Welt hinauszublicken, auf die Vergangenheit und Zukunft. Sie riskierten massive Kritik im eigenen Land, indem sie die historische Mission dieses Briefes höherstellten. Der Brief spielte eine kolossale Rolle, goss Mut in die Herzen vieler anderer Fürsprecher der Aussöhnung, während sich das Zitat aus ihm über die gegenseitige Verzeihung für immer in unsere Geschichte eintrug.

Auch heute ist es mit der Kulturgüterrückgabe so, dass sie nicht nur Fürsprecher hat. Welch ein gutes Zeichen ist daher für die weiteren Geschehnisse die Verständigung der Kirchen in dieser Frage! Auch wenn heutzutage nicht alle Menschen religiös sind, so wird doch die Stimme der Geistlichen mit Aufmerksamkeit gehört, in Betracht gezogen und ihr wird mit Respekt begegnet. Ganz besonders bei solchen Angelegenheiten, die zwar vom Siebten Gebot »reguliert« werden, aber schließlich nicht nur eine religiöse, sondern auch eine irdische Dimension haben.

Danzig ist heute und wird für immer eine polnische Stadt bleiben. Seine Vergangenheit – und damit auch seine gegenwärtige kulturelle Identität, sein Stadtgewebe und der Geist des Ortes – wurden aber von vielen europäischen Einflüssen gestaltet. Über mehrere Jahrhunderte war Danzig Heimat von Menschen, die verschiedene Sprachen benutzten, die sich zu Gott auf verschiedene Art und Weisen bekannten, die diverse Traditionen und Bräuche pflegten. Viele von ihnen lebten hier seit Generationen, aber viele hielten sich auch nur kurz auf, um trotzdem eine deutliche Spur in der materiellen Kultur der Stadt zu hinterlassen. Die Identität des Ortes ist somit in Danzig ein gesamteuropäisches Werk, und Vertreter vieler heutiger Völker können Verbundenheit oder kulturelle Nähe zu ihr empfinden. Zudem ist Danzig, wie auch ganz

Polen, wie auch Deutschland, heute Teil des vereinigten Europas, in dem wir die Grenzen zwischen Ländern aufheben. In dieser Realität brauchen Kulturgüter keine Nationalität mehr. Für sie ist der beste Ort derjenige, für den sie von den meisterhaften Künstlern alter Epochen geschaffen wurden. Und wo jeder hinkommen und sie sehen kann, der die Kultur liebt, der Danzig liebt, der von ihm fasziniert ist oder aus welchem Grund auch immer eine Verbundenheit mit der Stadt spürt.

Von der formellen Seite hergesehen, verbindet sich mit dem Prozess der Kulturgüterrückgabe aber dennoch komplizierte Materie aus den Bereichen der juristischen und historischen Forschung. Deshalb war ich sehr dankbar, dass wir auch ein Wissenschaftssymposium mit ausgezeichneten Experten organisieren konnten.

Schon am 3. und 4. November 2000 trafen in Darmstadt, auf Einladung des Deutschen Polen-Instituts Darmstadt und des Deutschland- und Nordeuropa-Instituts Stettin, zwölf deutsche und polnische Experten zur Sitzung der »Kopernikus-Gruppe« zusammen. Sie berieten über das Schicksal der kriegsbedingt verbrachten Kulturgüter in Deutschland und in Polen. In ihrer Mitteilung schrieben sie u. a.:

Es wäre ein Zeichen des guten Willens beider Seiten und des gegenseitigen Vertrauens, kriegsbedingt verbrachte Kulturgüter, soweit solche unabhängig von schwer verifizierbaren Listen gefunden wurden, ohne Vorbedingung und sofort zurückzugeben, um bei den Verhandlungen ein Klima des Vertrauens zu schaffen.

Unsere deutsch-polnischen Beziehungen sollten von einem ebensolchen Vertrauen geprägt sein. Wir sollten Mut fassen und bei diesem Thema zu neuen Ufern streben. Was unsere Regierungen nicht geschafft haben, ist durch die Kirchen und die Zivilgesellschaften auf den Weg gebracht worden.

Ich bin heute noch allen dankbar, die für diesen Erfolg standen: der Union Evangelischer Kirchen Berlin und der Marienkirche Danzig. Auch den Partnern des Symposiums: der Universität Danzig, der Stiftung für Entwicklung der Universität Danzig, dem Herder-Zentrum, dem Museum der Stadt Danzig und dem Danziger Kunst-Kantor!

Möge der Altar der Heiligen Dreifaltigkeit die Gläubigen von Danzig bei ihren Gebeten begleiten, möge er den Kunstfreunden viel Freude verleihen. Möge seine Rückkehr zu seinem Ursprungsort, dem Ort, der ihm bestimmt wurde, zur Weiterentwicklung der deutsch-polnischen Freundschaft beitragen! **st**

Cornelia Pieper – seit 2014 Generalkonsulin der Bundesrepublik Deutschland in Danzig. Von 2009 bis 2013 war sie Staatsministerin im Auswärtigen Amt, u. a. Koordinatorin der Bundesregierung für deutsch-polnische zwischengesellschaftliche Beziehungen. Früher – von 1990 bis 1994 – Mitglied des Landtages von Sachsen-Anhalt und dessen Vizepräsidentin sowie – von 1998 bis 2013 – Mitglied der FDP-Bundestagsfraktion im Deutschen Bundestag (u. a. Stellvertretende Vorsitzende des Ausschusses für Bildung, Forschung und Technikfolgenabschätzung). Seit Dezember 2022 ist sie Vorsitzende der Deutsch-Polnischen Wissenschaftsstiftung.

WESTPREUSSEN- MEDAILLE 2022

Im Rahmen des Westpreußen-Kongresses in Warendorf wurde **BERNARD GAIDA**, der langjährige Vorsitzende des *Verbandes der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen (VdG)* und Sprecher der *Arbeitsgemeinschaft Deutscher Minderheiten in der Föderalistischen Union Europäischer Nationalitäten (FUEN)*, am Abend des 24. September mit der **WESTPREUSSEN-MEDAILLE** ausgezeichnet.

Diese hohe Auszeichnung hatte der Vorstand der Westpreußischen Gesellschaft zuvor – am 27. November 2021 – umgewidmet. Die Zweckbestimmung lautet nunmehr, dass die Medaille »für zivilgesellschaftliches Engagement und die Förderung der deutsch-polnischen Verständigung« verliehen wird. Unter dieser Voraussetzung war es für den Vorstand keine Frage, wem er diese Ehrung als Erstem zuteilwerden lassen möchte, er traf am gleichen Tage die Entscheidung, sie Bernard Gaida anzutragen.

In der Verleihungsurkunde begründete der Vorstand seinen Beschluss damit, dass »sich Bernard Gaida neben seinen nationalen und internationalen Handlungsfeldern auch stets intensiv für die Belange der deutschen Minderheit auf dem Gebiet der ehemaligen Provinz Westpreußen eingesetzt« und »überdies zu den Vertretern und Mitgliedern der Westpreußen in Deutschland regelmäßige Kontakte gepflegt« hat, »die schon seit geraumer Zeit durchaus freundschaftlich genannt werden dürfen«.

Deshalb sollte Bernard Gaida – im abschließenden Wortlaut der Verleihungsurkunde – die **WESTPREUSSEN-MEDAILLE 2022** »für seine überragenden Verdienste um die Wahrung der Minderheiten-Rechte in Polen wie in Europa sowie um die Festigung vertrauensvoller deutsch-polnischer Beziehungen« verliehen werden.

In Anwesenheit der Ersten stellvertretenden Bürgermeisterin von Warendorf, Doris Kaiser, die als Repräsentantin der gastgebenden Stadt an der Feier teilnahm, hielt Dr. Peter Paziorek, ehemaliges MdB, Regierungspräsident a. D. und langjähriges Mitglied des Stiftungsrates der **KULTURSTIFTUNG WESTPREUSSEN**, die Laudatio. Aus seiner eingehenden Vorstellung und Würdigung des Laureaten sei der folgende Abschnitt hier wörtlich zitiert*:

An dem zu Ehrenden ist nicht nur bewundernswert seine große Einsatzbereitschaft, sondern auch der Mut, in schwierigen politischen Zeiten hörbar seine Stimme im Interesse der deutschen Min-

derheit in Polen zu erheben. Mut ist vor allem dann nötig, wenn man mit der eigenen Überzeugung in eine Minderheitenposition gerät. Zwar gibt es noch besonders auf kommunaler Ebene in Polen eine Unterstützung der deutschen Minderheit, aber auf nationaler Ebene in Warschau sieht es leider heutzutage etwas anders aus. Herr Gaida hat aber immer darauf hingewiesen, dass der Einsatz für die rechtliche Absicherung der deutschen Minderheit vor allem im sprachlichen und kulturellen Bereich eine Chance sei, über die Grenzen hinweg im politischen Sinne als Brückenbauer zu wirken. Bernard Gaida sieht seine Tätigkeit zugunsten der nationalen Minderheiten als eine Leistung zugunsten der Bewahrung der Menschenrechte an, ohne die Frieden im umfassenden Sinne nicht möglich ist. Und nur so sind seine Worte zur Identitätsfrage der

deutschen Minderheit zu verstehen, nämlich zum Recht der Minderheit, den Kindern auch die deutsche Sprache zu lehren.

In seiner nachdenklichen und differenzierten Dankesrede nahm Bernard Gaida die Probleme und Perspektiven der deutschen Minderheit in Polen – wie der nationalen Minderheiten in Europa insgesamt – von hoher Warte aus in den Blick und zeigte, mit welchen Widerständen sich der VdG gleichwie die Arbeitsgemeinschaft Deutscher Minderheiten in der FUEN auf den unterschiedlichen Ebenen politischen Handelns auseinandersetzen müssen und mit wechselnden Erfolgen zu überwinden trachten.

In diesem Zusammenhang charakterisierte er die besonderen Funktionen und Leistungen der deutschen Minderheit folgendermaßen:

Trotz ihrer oft nicht einfachen Lage in Polen und in allen Länder versuchen die dortigen Deutschen die deutsche Kultur nicht nur zu bewahren, sondern sie auch zu schaffen. Als Fürsprecher des Wachstums der europäischen Integration und überhaupt der Überwindung der Nationalismen unterstreichen wir die integrierende Rolle der deutschen Kultur in unseren Länder.

Dank den guten Verhältnissen mit den Mehrheitsgesellschaften sind wir die besten Botschafter Deutschlands, die, ohne die geschichtlichen Schulden in Frage zu stellen, auch die positiven Einflüsse der Deutschen in der Geschichte, aber noch mehr in der Gegenwart hochhalten. Wir selbst sind daran interessiert, das wirkliche und von Klischees befreite Bild des heutigen Deutschlands zu verbreiten. Besonders in den Länder wo, so wie in Polen, immer wieder die antideutsche Charta in der Politik mit Erfolg genutzt wird.

Die Kongressteilnehmer, von denen die Hälfte der deutschen Minderheit angehörte, applaudierten dem Preisträger äußerst herzlich: Sie hatten eindringlich bestätigt gefunden, wie zutreffend diese Selbstbeschreibung formuliert ist – und wie entscheidend Bernard Gaida dazu beiträgt, dass dieses Bewusstsein bei den Deutschen in Polen bewahrt und stetig weiterentwickelt wird.



Nach der Verleihung der Westpreußen-Medaille (v. l. n. r.): Dr. Peter Paziorek, Bernard Gaida, Doris Kaiser, Erste stellvertretende Bürgermeisterin von Warendorf, und Prof. Dr. Erik Fischer, Vorsitzender des Westpreußischen Gesellschaft

FOTOS: URSULA ENKE

* Die vollständigen Ansprachen von Dr. Peter Paziorek und Bernard Gaida werden in Kürze auf der Website der Westpreußischen Gesellschaft veröffentlicht.

Notizen aus...

der Dreistadt

FEIER AM TAG DER DEUTSCHEN EINHEIT

Auf den 3. Oktober hatte die Generalkonsulin der Bundesrepublik Deutschland in Danzig, Cornelia Pieper, aus einem doppelten Anlass zur einer Festveranstaltung in die Baltische Philharmonie geladen. Zum einen galt die Feier dem deutschen Nationalfeiertag, zum anderen dem 50-jährigen Bestehen der diplomatischen Beziehungen zwischen Polen und Deutschland. Zu den Gästen, die von der Generalkonsulin allesamt sehr herzlich begrüßt wurden, gehörten die folgenden, die sich nach der Gastgeberin auch ihrerseits mit kurzen Ansprachen an die versammelte Festgesellschaft wandten: die Danziger Stadtpräsidentin Aleksandra Dulkiewicz, die Vizemarschallin der Woiwodschaft Pomorze, Agnieszka Kapała-



Stadtpräsidentin Aleksandra Dulkiewicz



Agnieszka Kapała-Sokalska, Vizemarschallin der Woiwodschaft Pomorze



FOTOS: DAVID LUKOWSKI

Orchestermmitglieder mit ihren Instrumenten aus unterschiedlichen Musikkulturen

Sokalska, der Marschall der Woiwodschaft Ermland und Masuren, Gustaw Marek Brzezina, sowie Burghart Jung, der Oberbürgermeister der Stadt Leipzig. – Nachdem die Nationalhymnen erklingen waren, begann ein Konzert des transkulturellen Ensembles „Klänge der



Ali Pirabi, der Leiter des interkulturellen Orchesters „Klänge der Hoffnung“

Hoffnung“, das von der in Leipzig beheimateten STIFTUNG FRIEDLICHE REVOLUTION getragen wird. Unter der Leitung von Ali Pirabi, der 2017 in Leipzig auch die INTERNATIONALE MUSIKSCHULE gründete, musizieren hier Musikerinnen und Musiker mit und ohne Fluchtbiografie gemeinsam und bringen ihre Erfahrungen mit unterschiedlichen Musikkulturen kreativ miteinander in Kontakt.



Die Gedenkstätte des „Friedhofs der untergegangenen Friedhöfe“



Stadtpräsidentin Aleksandra Dulkiewicz während der Zeremonie

gleichermaßen – dem Wahlspruch der Stadt entsprechend – mutig wie besonnen entgegenzusehen. Während der anschließenden Zeremonie entzündete sie ebenso wie Vertreter von unterschiedlichen Religionen und Konfessionen Grablichter auf der massiven schwarzen Marmorplatte, die an einen Brandopferaltar oder auch einen Katafalk erinnert. Am Fuße des Unterbaus liegen wie zufällig arrangierte Fragmente von Grabsteinen mit Inschriften in deutscher, hebräischer und polnischer Sprache.

Anna Labudda

TOTENGEDENKEN AN ALLERHEILIGEN

Auf dem Gebiet des 1956 aufgelassenen ehemaligen evangelischen Hl. Leichnam-Friedhofs wurde im Jahre 2002 der „Friedhof der untergegangenen Friedhöfe“ eingerichtet. Er erinnert an die nahezu 30 Danziger Friedhöfe, die – allermeist in den 1960er und 1970er Jahren – beseitigt worden sind. Diese Initiative hatte der charismatische, 2019 ermordete Stadtpräsident Paweł Adamowicz damals beim ersten „Welttreffen der Danziger“ ergriffen, und nach Möglichkeit nahm er zeitlebens an Allerheiligen auch selbst regelmäßig am Totengedenken teil. 2022 wurde an die Tradition der Gedenkfeier wieder angeknüpft.

In ihrer Ansprache mahnte die Nachfolgerin

von Paweł Adamowicz als Stadtpräsidentin, Aleksandra Dulkiewicz, dass es den Danzigern ohne ein würdiges Gedenken an die Vorfahren nicht gelingen könne, der Zukunft



Gäste der Gedenkfeier, unter ihnen Cornelia Pieper, die deutsche Generalkonsulin in Danzig (4. v. l.)

TRAGÖDIE AUF DER MOTT LAU Beim Untergang eines kleinen Ausflugsschiffes stürzten 14 Personen ins Wasser. Obwohl sich das Schiff des Hafenslots, ein Hafenschlepper, ein Katamaran, der sich auf der Rückfahrt von der Westerpforte befand, und mehrere Sportboote an der Rettungsaktion beteiligten, konnten drei der Passagiere, darunter eine schwangere Frau, nur noch tot geborgen werden. Das Unglück ereignete sich, als das Boot, ein Nachbau eines kleinen, 9m langen mittelalterlichen Binnenschiffes, auf der Höhe der Danziger Werft von der Bugwelle eines größeren Schiffes erfasst und umgeworfen wurde. Auf die großen Gefahren, die gerade diese

Passage für kleine, insbesondere tiefliegende Wasserfahrzeuge birgt, haben die Werft und die Wasserschutzpolizei schon oftmals hingewiesen. Der Bootsführer und der zweite an Bord tätige Seemann wurden festgenommen. Gegen sie ist, wie die zuständige Staatsanwältin Grażyna Wawryniuk mitteilte, inzwischen ein Ermittlungsverfahren eingeleitet worden.

STRAND-REKONSTRUKTION Der zwischen Zoppot und Gdingen gelegene Strand von Adlershorst steht den Einwohnern und Touristen wieder in der gewohnten Breite zur Verfügung. In den Wintermonaten 2021/22 war er durch das stürmische Wetter nahezu vollständig zerstört und ist jetzt mit 150.000 m³ neuem Sand wieder angeschüttet worden. Das See- und Schifffahrtsamt Gdingen hatte dafür 4,5 Mio. Złoty aufzubringen; denn der Sand stammte zwar aus dem Ausbau des Danziger Nordhafens, musste aber unter erheblichen Kosten herbeigeschafft werden. Das Projekt bleibt allerdings nicht auf diese Maßnahme beschränkt. Im Abstand von 100 m werden noch Wellenbrecher aus Beton aufgestellt, die

den Strand vor Erosionen durch neue Unwetter bewahren sollen. Dieser Küstenschutz wird nochmals eine Investition von 15 bis 20 Mio. Złoty erfordern. Die besonders hohe Bedeutung des Strandes von Adlershorst liegt in der Entlastung desjenigen von Zoppot, der in der Badesaison rettungslos von Touristen überlaufen ist.

GROSSER BROCKEN

Nach längeren Verhandlungen soll das Bernsteinmuseum den bislang größten bekannten Bernsteinklumpen der Welt erwerben können. Er stammt von der Insel Sumatra, wo er in einem Braunkohlebergwerk entdeckt worden war, und befindet sich noch im Besitz eines Geschäftsmannes aus Singapur. Dank staatlichen Fördermitteln dürfte der Ankauf jetzt unmittelbar bevorstehen.



Der Stein wiegt 68,15 kg und seine Maße betragen 74 × 57,1 × 42,1 cm. Demgegenüber nimmt sich der bisherige Rekordhalter mit 50,4 kg und

QUELLE: FACEBOOK.COM/MUZEUMBURSZTYNU

einer Länge, Breite und Höhe von 55 × 50 × 42 cm geradezu schwächlich aus. Nach dem Erwerb wird der Brocken von Ewa Wagner-Wysiecka, einer renommierten Danziger Professorin für Chemie und Technologie von Funktionsmaterialien, eingehend untersucht. Danach wird er dann zum allerersten Male auch der Öffentlichkeit zugänglich sein – und nicht zuletzt umgehend zum Eintrag in das *Guinnes Buch der Rekorde* angemeldet.

MORD AUS VERSEHEN In Danzig steht ein 33-jähriger Angeklagter vor Gericht, der zu späterer Stunde einen 46-Jährigen in der Altstadt von hinten angefallen und, angeblich in der Absicht, ihn nur zu betäuben, stranguliert hatte. Danach durchsuchte er die Taschen des Opfers, nahm alle Wertsachen an sich und entfernte sich vom Tatort. Als die Polizei ihn am nächsten Tage festnahm, erfuhr er, dass der Mann bei dem Angriff getötet worden war. Nun ist der Täter des Mordes angeklagt und muss mit einer lebenslänglichen Gefängnisstrafe rechnen.

Peter Neumann

Marienburg

GRADIERWERK

Aus Mitteln des Bürger-Budgets ist im Park der Wohnsiedlung Süd ein Gradierwerk errichtet worden. Von diesem Freiluftinhalatorium erhoffen sich die Bewohner einen förderlichen therapeutischen bzw. prophylaktischen Einfluss in Bezug auf Atemwegserkrankungen. Nach einer langen Wartezeit sind – nun leider zu einer nicht allzu günstigen Jahreszeit – auch Sitzbänke aufgestellt worden. Bislang ist allerdings die Betriebsart noch nicht geklärt: Die Anlage kann entweder dauerhaft in Funktion gehalten oder jeweils durch einen Bewegungssensor aktiviert werden. Aktuell wird darüber abgestimmt, ob im Stadtpark nicht ein weiteres Gradierwerk aus dem Bürgerbudget für 2023 erbaut werden sollte.



FOTO: THOMAS SULKOWSKI

EIN NEUER PARK

Die von den Bürgern seit längerem erwartete Neugestaltung der Grünfläche bzw. des ehemaligen Friedhofs am Jerusalem-Hospital, über deren konkrete Realisierungsabsichten wir (in DW 3/2021) ausführlich berichtet hatten, sind nun abgeschlossen worden. Dabei ist ein Park entstanden, der zum Spazierengehen einlädt, Kindern einen attraktiven Spielplatz bietet und in dem man auch etwas für die eigene Fitness tun kann.



FOTO: MAGISTRAT DER STADT MARIENBURG

Überdies wurden Informationstafeln zur Geschichte dieses Ortes aufgestellt; und die installierten Überwachungskameras vermitteln den Nutzern ein höheres Sicherheitsempfinden. Die Besucher sind davon überzeugt, dass die gut 800.000 Złoty eine lohnende Investition gewesen sind.

WÜRDIGE BESTATTUNG Bei den Arbeiten an diesem neuen Park waren menschliche Überreste entdeckt und exhumiert worden. Sie stammten von Verstorbenen, die in früheren Zeiten auf dem ehemaligen Friedhof am Jerusalem-Hospital beerdigt worden waren. Diese Gebeine sind nun in drei Särgen gelegt und Anfang Oktober auf dem Städtischen Friedhof bestattet worden.

GEDENKEN



FOTO: THOMAS SULKOWSKI

Die Generalkonsulin, Bürgermeister Charzewski und Konsulin Birgit von Hellfeld (3., 4. bzw. 5. v. l.) an der Gedenkstätte

Bei einem Aufenthalt in Marienburg hat die Generalkonsulin der Bundesrepublik Deutschland in Danzig, Cornelia Pieper, gemeinsam mit Marek Charzewski, dem Bürgermeister der Stadt, sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Generalkonsulats am 6. Dezember auch die Gedenktafeln aufgesucht, die am 12. September 2016 enthüllt wurden. Sie erinnern an die 2.116 Toten, deren Skelette ab Oktober 2008 bei Bauarbeiten in Marienburg entdeckt und geborgen worden waren und dann am 14. August 2009 auf der Deutschen Kriegsgräberstätte Neumark/Stettin eine würdige Ruhestätte gefunden haben. Die Gedenkstätte, an der die Generalkonsulin ein Blumengebinde niederlegte, ist ihr bekannt, denn sie war bereits bei der Einweihung der Tafeln nach Marienburg gekommen.

Marek Dziedzic



Das Hauptgebäude der heutigen Politechnika Gdańska

FOTO: JAKUB STRZELCZYK, CC BY-SA 4.0, VIA WIKIMEDIA COMMONS

EIN »ZAUBERBERG« DER WISSENSCHAFTEN

Die 1904 eröffnete Technische Hochschule in Danzig-Langfuhr

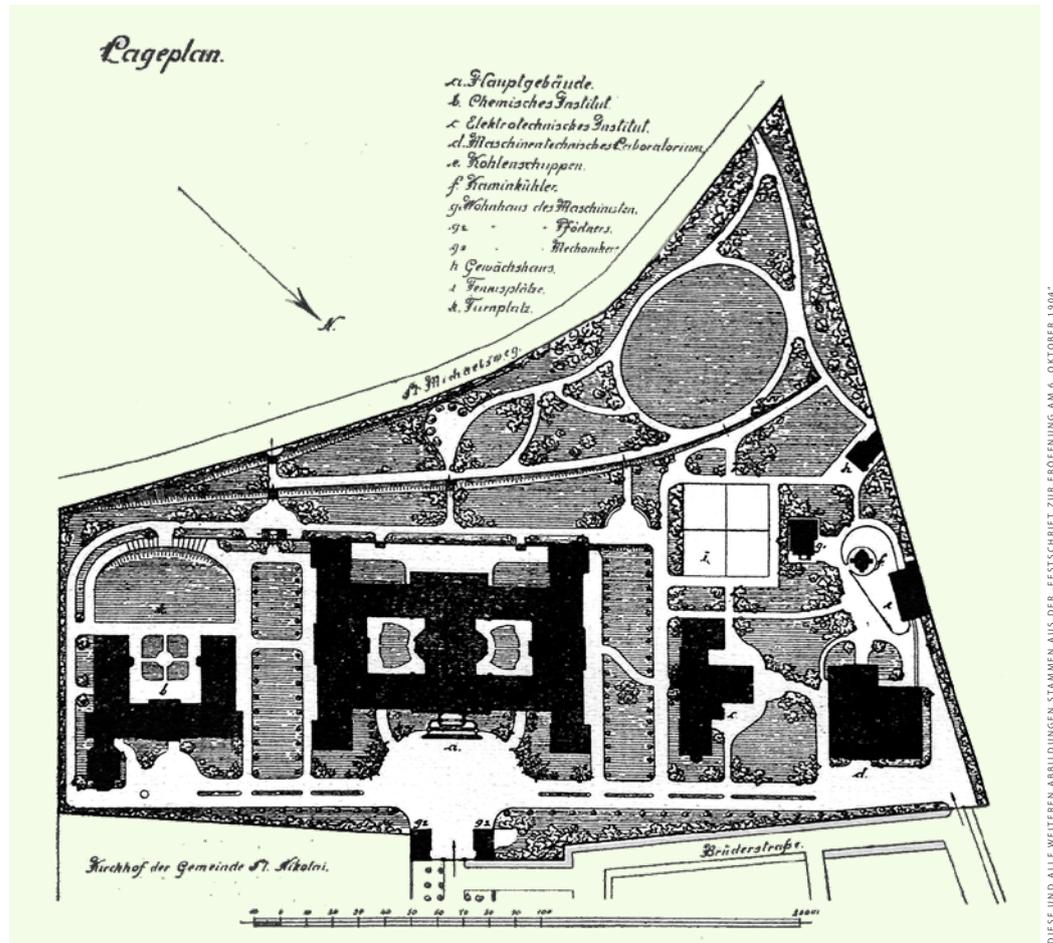
Von Alexander Kleinschrodt

Äußerlich waren ihre Bauten im »Alt-Danziger Stil« gehalten, aber der hohe Anspruch an die neue Bildungsstätte sorgte dafür, dass sie mit Technik geradezu vollgepackt wurde. Neben Bau- und Ingenieurskunst prägte zwischen Kaiserzeit und Zweitem Weltkrieg aber immer auch die Politik das Geschehen an der Hochschule.

Architektur der Kaiserzeit

Gibt es eine »wilhelminische Architektur«? Als einen Stilbegriff wollen Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker diese Kennzeichnung in der Regel nicht gelten lassen. Das Fach beschreibt die Bauwerke im Deutschen Reich des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts als Architektur des Historismus. Sie griff zurück auf die Baustile der europäischen Geschichte, war aber nicht nur Abklatsch der historischen Vorbilder oder ein alles vermischender Eklektizismus. Vielmehr konnte diese Architektur künstlerisch und funktional durchaus innovativ sein und entsprach sehr gut den Bedürfnissen der damaligen gesellschaftlichen Eliten.

Hier aber kommt vielleicht doch wieder Kaiser Wilhelm II. ins Spiel. In seiner langen Regierungszeit gab es im Deutschen Reich tatsächlich eine rege Bautätigkeit. Das Repräsentationsbedürfnis und der Geschmack des Kaisers haben sie in vieler Hinsicht mitgeprägt. Das zeigt sich etwa im Fall der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Der Berliner Architekt Franz Schwechten errichtete sie zwischen 1891 und 1895, ein neuromanisches Bauwerk nach dem Vorbild der Münsterkirche in Bonn, denn dort hatte Wilhelm II. die Universität besucht. Schwechten erbaute in einem ähnlichen Stil dann auch das Kaiserliche Residenzschloss in Posen, während sich neuromanische Kirchen zum Beispiel nach Entwürfen des preußi-



Der Geländeplan von 1904 zeigt, wie die neuen Hochschulbauten zu einer Art Campus zusammengefasst wurden.

DIESE UND ALLE WEITEREN ABBILDUNGEN STAMMEN AUS DER „FESTSCHRIFT ZUR ERÖFFNUNG AM 6. OKTOBER 1904“

schen Baubeamten Max Spitta, des Mainzer Dombaumeisters Ludwig Becker oder des innovativen Berliner Architekten Johannes Otzen auch in der Fläche verbreiteten.

Andere historische Stile erhielten in dieser »wilhelminischen« Periode ein bevorzugtes Verwendungsgebiet zugewiesen. Gerichtsgebäude wurden häufig im Neubarock errichtet, wie zum Beispiel in Köln, während in München gar ein barockisierender »Justizpalast« entstand. Auch für Theater und Opernhäuser griff man auf barocke Formen zurück, wenn auch kaum auf die eigentliche barocke Theaterarchitektur. Bahnhofsgebäude dagegen wurden offenbar häufiger als Zeichen einer regionalen Identität konzipiert und weisen deshalb eine große Stilvielfalt auf. Das gilt nicht zuletzt für die vom sogenannten »Reisekaiser« Wilhelm II. angesteuerten »Kaiserbahnhöfe«: In Niedermendig in der Eifel ist das Empfangsgebäude ein düster wirkendes gotisches Schlösschen, in Bad Homburg ein Neurenaissance-Bau angelehnt an »altdeutsche« Rathäuser.

Diese Tendenz zeichnete sich auch in der repräsentativen Architektur in Westpreußen ab. Der Bahnhof in Danzig ist ein gutes Beispiel: Dort entstand zwischen 1896 und 1900 ein modernes großstädtisches Empfangsgebäude mit einer durch ein monumentales Rundbogenfenster beleuchteten Eingangshalle. Stilistisch aber kleidete sich dieser Bahnhof in ein Gewand der Tradition, er nimmt Bezug auf die Danziger Architektur des 15. und 16. Jahrhunderts und kann mit deren gesamtem Formenrepertoire aufwarten. Solche Bauten spielten in Danzig und der ganzen Region zu dieser Zeit eine besondere Rolle: Einerseits standen sie für das Selbstbewusstsein des 1879 wieder zu einer selbstständigen preu-

ßischen Provinz gewordenen Westpreußen, andererseits sollte die vermeintlich besonders deutsche Architektur eine Bastion sein in einem »Volkstumskampf« gegen Polen, wie er auch vom »Deutschen Ostmarkenverein« propagiert wurde.

Eine vielgestaltige Technische Hochschule im Osten des Reiches

Aus diesen Zusammenhängen wird auch die Gestaltung und die Funktion der Technischen Hochschule verständlich, die um die Jahrhundertwende in Danzig-Langfuhr geplant wurde. Bildungseinrichtungen dieser Art wurden dringend gebraucht, um den Bedarf an Ingenieuren und Technikern zu bedienen, den eine noch immer weiter an Fahrt aufnehmende Industrialisierung mit sich brachte. Die Neugründung wurde bewusst in eine Gegend weitab der anderen Technischen Hochschulen des Deutschen Reiches gelegt, was auf Wunsch und durch Gnaden Kaiser Wilhelms II. geschah, aber ebenso durch die intensive Lobbyarbeit des westpreußischen Oberpräsidenten Gustav Heinich von Goßler begünstigt wurde. Das noch lange Zeit agrarisch geprägte Westpreußen sollte so eine neue »Pflanzstätte deutscher Technik in den Ostmarken« erhalten. Andererseits konnte in Danzig zum Beispiel im Bereich Schiffbau an die Arbeit der Kaiserlichen Werft und im nahen Elbing an den Betrieb der Schichau-Werke angeschlossen werden.

In einer ersten Denkschrift zur Hochschulgründung aus dem Jahr 1899 wurde bereits festgelegt, dass die neuen Gebäude in Anlehnung an Danziger Bauten der Renaissance gestaltet werden sollten: Gewünscht waren dunkelrote, backsteinsichtige Fassaden mit



Der Mittelbau des Hauptgebäudes wurde in Anlehnung an Danziger Architektur der Renaissance und des Barock ausgestaltet. Die Aufnahme entstand zur Eröffnung im Jahr 1904.

Bereits der Skulpturenschmuck bezog sich dann aber doch auf die damalige Gegenwart und die Bestimmung des Gebäudes: Die vergoldete Figur auf der Spitze des Dachreiters war eine Allegorie der Technik. Von außen nicht zu sehen war die Eisenkonstruktion, die sich unter den hohen Dächern verbarg. Um das Hauptgebäude herum entstanden noch Bauten für das Chemische und das Elektrotechnische Institut sowie für das Maschinentechnische Laboratorium. Alle zusammen waren sie eingebettet in eine Parkanlage, so dass nach heutigem Verständnis eine Art Campus entstand.

Die Festschrift zur Eröffnung der Technischen Hochschule überrascht dann nochmals mit einem anderen Eindruck: Das Design des Büchleins wirkt luftig, die Schrifttypen und der sparsame Dekor lassen den Jugendstil anklingen. Modern ist auch die großzügige Illustration dieser Veröffentlichung mit zahlreichen hochwertigen Photographien. Das alles scheint fast ein wenig im Widerspruch zu dem dringlichen Wunsch zu stehen, mit der Architektur

Gliederungselementen aus Sandstein. Die finalen Entwürfe fertigte der Architekt Albert Carsten an. Er übernahm auch die Leitung der im Jahr 1900 begonnenen Bauarbeiten – und wurde im Anschluss auf einen Architektur-Lehrstuhl an der neuen Bildungsstätte berufen. Errichtet wurden die Hochschulgebäude »etwas abseits der von Danzig nach Langfuhr führenden Großen Allee«. Am 6. Oktober 1904 konnte die Technische Hochschule Danzig schließlich eingeweiht werden.

Das beeindruckende Hauptgebäude gruppiert sich um zwei Innenhöfe und empfängt die Ankommenden mit einer über 100 Meter breiten Fassade mit zwei Eckkrisaliten, d. h. mit den hervortretenden Baukörpern an den beiden Enden der Gebäudelängsseite. Stilistisch war dieser Neubau eindeutig angelehnt an das, was damals als lokale – und natürlich deutsche – Tradition identifiziert worden war: Das 1604 fertiggestellte Zeughaus in der Danziger Rechtstadt war der auffälligste architektonische Bezugspunkt des Entwurfes. Die drei Giebel am Mittelbau des Hauptgebäudes lassen sich gut auf die zwei ähnlichen Aufbauten am Zeughaus zurückführen, ohne mit ihnen völlig identisch zu sein. Der Dachreiter an der Hochschule konnte dagegen eher als Bezugnahme auf den Turm des Rechtstädtischen Rathauses gelten.

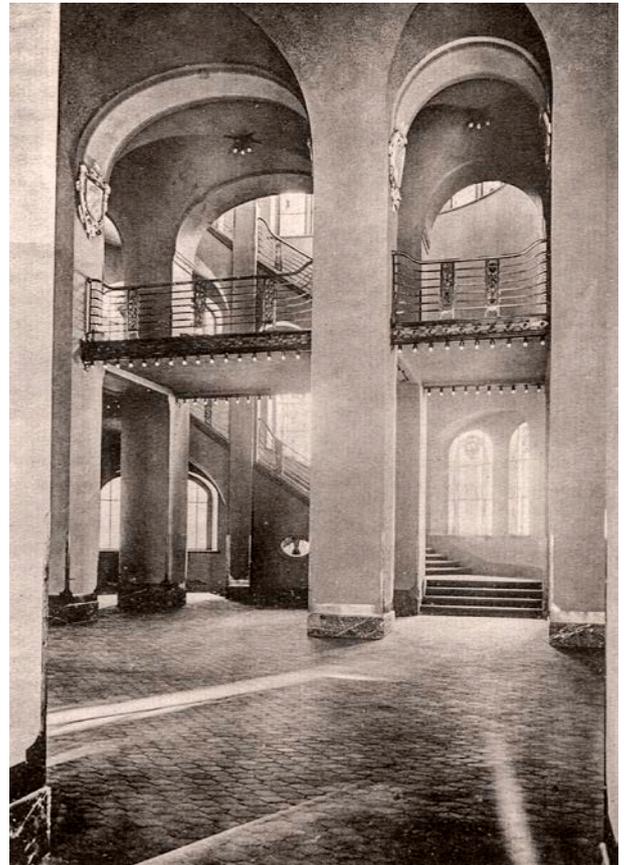
der Hochschule an eine lokale Tradition anzuschließen. Aber man darf eben nicht die anderen Entwicklungen dieser Zeit vergessen: Um 1910, nur sechs Jahre später, errichtete Walter Gropius in Alfeld bei Hannover die Gebäude der Schuhleistenfabrik FAGUS mit ihren gläsernen Vorhangfassaden, die heute als Gründungsbauten der Architekturmoderne gelten.

In einem damals modernen Design präsentierte sich die Festschrift zur Eröffnung der Technischen Hochschule.





Bauschmuck an der östlichen Durchfahrt des Hauptgebäudes



*„In würdiger architektonischer Durchbildung“:
Blick in die zweigeschossige Wandelhalle*

Die Festschrift lässt erkennen, dass die neue Hochschule in Danzig mehr als nur vorzeigbar war. Die alten Fotos der zweigeschossigen Wandelhalle lassen noch heute staunen, denn hier wurden Innenräume mit – wie die Festschrift formuliert – »würdiger architektonischer Durchbildung« geschaffen, die den angestrebten Rang der Hochschule gewissermaßen vorwegnahmen. Die Trepengeländer durften mit ihren organisch geschwungenen Formen sogar wieder den neuesten Zeitgeschmack aufgreifen. Die Aula war demgegenüber mit hölzernen Interieurs als Referenz an einen »Alt-Danziger Stil« gestaltet worden. Dazu kam Bauschmuck mit Verweisen auf den Kaiser, die Provinz Westpreußen und die moderne Industrie. In der Festschrift nimmt die Beschreibung der hochwertigen Ausstattung viel Raum ein, obwohl das Gebäude offiziell natürlich mit äußerster preußischer Sparsamkeit geplant worden war.

Ein Repräsentationsbau voller innovativer Technik

Zu dem historisch aufgeladenen Äußeren und der vielfältigen künstlerischen Ausgestaltung trat dann aber noch eine technisch-rationale Durchplanung, um den praktischen Anforderungen der Technischen Hochschule gerecht zu werden. Die Lehrsäle erhielten eine großzügige Durchfensterung, die Zeichentische zum Beispiel der Schiffbaustudenten wurden zusätzlich noch mit jeweils eigener Glühbirnenbeleuchtung ausgestattet. Das ganze Hauptgebäude war prallvoll mit Strom-, Wasser- und Gasleitungen für technische Zwecke. Für einige empfindliche Geräte, die zuvor auf der Weltausstellung in St. Louis gezeigt worden waren, gab es spezielle Räume.

Auch beim Chemischen Institut, dem Größten der Nebengebäude, kontrastierten die historisierende Gestaltung des Äußeren und die vergleichsweise nüchterne und funktionale Gestaltung im Inneren. Hier kam nun die Ausstrahlung der Technik selbst zum Zug. Die Beschreibung der angeschafften Apparaturen nimmt in der Festschrift fast schon poetische Züge an: Ein »Roesslerscher Gasschmelzofen, ein Abdampftisch mit Rührvorrichtung und eine Differential-Hebelpresse« gehörten dazu, »eine Topler-Hagensche Pumpe sowie eine Fensterdoppelkapelle«, ein »Gleichstromnebenschlus-Elektromotor«, der »durch eine als Riemenscheibe ausgebildete Schalenkuppelung direkt mit einer [!] Gleichstromnebenschlusdynamo« verbunden ist, und noch manches andere. Das maschinentechnische Laboratorium schließlich, ein weiterer eigenständiger Bau auf dem Hochschulgelände, gleicht mit seiner weiten, auch von oben beleuchteten Halle den »Kathedralen der Industrie«, wie sie zu dieser Zeit zum Beispiel im Ruhrgebiet entstanden. Auch an modernen Komfort war gedacht worden, wie etwa an die »in reichlicher Zahl angeordneten Aborte« – damals noch nicht selbstverständlich, denn Toiletten mit Wasserspülung verbreiteten sich erst seit dem Ende des 19. Jahrhunderts.

Die Danziger Hochschule bis zum Ende der deutschen Epoche

Die neue Technische Hochschule in Danzig konnte sich schnell einen guten Ruf erarbeiten. Gerade auch die Lehrstühle in den Fächern Architektur und Städtebau waren angesehen, so dass Danzig, auch zum Beispiel von Berlin aus betrachtet, keineswegs eine



Eine Kathedrale der Industrie: Halle des maschinentechnischen Laboratoriums

Provinzhochschule blieb. Begonnen wurde mit rund 600 Studenten, erster Rektor war der herausragende Mathematiker Hans von Mangoldt. In der Zeit bis zum Ersten Weltkrieg gab es an der Technischen Hochschule nicht wenige polnische Studenten, es existierten auch polnische Studentenverbindungen. Die Unterrichtssprache war jedoch durchweg Deutsch und das universitäre Leben blieb maßgeblich deutsch geprägt.

In der deutschsprachigen Erinnerungsliteratur, in der ehemalige Studenten der Technischen Hochschule nach dem Zweiten Weltkrieg sowie Flucht und Vertreibung der deutschen Bevölkerung auf ihre Danziger Jahre zurückblickten, dominieren naturgemäß launige Anekdoten und die Beschreibung von Schönheiten der Ostseeküste. Bei dem Danziger Historiker Józef Włodarski, der zu Anfang des 21. Jahrhunderts in offiziellem Auftrag eine Darstellung der Universitätsgeschichte verfasste, kommt auch eine andere Perspektive, kommen auch die polnischen Erinnerungen zum Ausdruck. Nach dem Ersten Weltkrieg hätten Deutschland wie auch Polen versucht, die Technische Hochschule in der unter Aufsicht des Völkerbundes stehenden Freien Stadt Danzig unter ihre Kontrolle zu bekommen. Jedoch weitete sich der deutsche Einfluss schnell wieder aus, nicht zuletzt durch die Aktivitäten der 1922 in Berlin gegründeten *Gesellschaft von Freunden der Danziger Hochschule*, die erhebliche finanzielle Mittel und hochrangige Wissenschaftler nach Danzig vermitteln konnte.

Von den Feiern zum 25-jährigen Bestehen der Hochschule seien polnische Studenten ausgeschlossen geblieben. Überdies sei im ganzen Deutschen Reich aktiv für ein Studium in Danzig geworben worden. Im Rahmen eines »Ostsemesters« sollten neue deutsche Studenten den deutschen Charakter der Hochschule sichern

helfen, wofür es dann ab 1933 auch ein Stipendiensystem gab. Entgegen offiziellen Abkommen sei der Zugriff auf die Hochschule aus dem Deutschen Reich weiter verstärkt worden, wodurch die Lage der polnischen Studenten im Lauf der dreißiger Jahre immer bedrängter geworden sei: In den Hörsälen fanden sie gelegentlich Zettel der deutschen Kommilitonen mit der Aufschrift vor: »Polen auf hintere Bänke«. Ein normales Studium war für Polen an der Technischen Hochschule dann schon vor dem Beginn des Zweiten Weltkrieges nicht mehr möglich.

Der Lehrbetrieb lief in Danzig noch bis März 1945 weiter. Egon Marytrier, der letzte deutsche Rektor, hat später seine Flucht am 26. März geschildert und seine damaligen Gedanken: »Das ist das Ende, die nächste Nacht dürfte die Hochschule kaum noch deutsch sein und ein weiteres Verbleiben wäre sinnlos.« Albert Carsten, der Miterbauer der Hochschulgebäude und langjährige Danziger Architekturprofessor, hatte bereits zwei Jahre zuvor alles verloren – zuerst seine akademischen Ehren und schließlich sein Leben: Carstens Geburtsname war Cohn, er war jüdischer Abstammung, musste sich zunächst ins Private zurückziehen und wurde schließlich in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert, wo er 1943 umgekommen ist.

Nach dem Krieg wurden die Schäden an den Gebäuden relativ schnell beseitigt. Die Technische Hochschule Danzig wurde zur *Polytechnika Gdańska*, deren Mittelpunkt weiterhin das Hauptgebäude von 1904 bildet. Inzwischen sind zahlreiche weitere Gebäude für Forschung und Lehre in der Nachbarschaft der Gründungsbauten hinzugekommen. Scheinbar bilden die deutsche Gründungsphase und die heutige polnische Hochschule zwei scharf voneinander getrennte Epochen.

* * *

In einem Roman des Danziger Schriftstellers Paweł Huelle, der 2005 auch auf Deutsch erschienen ist, verbinden sich unterschiedliche Traditionslinien jedoch auf eigensinnige Weise. Das Buch bildet eine Vorgeschichte zu Thomas Manns *Zauberberg* mit dem Protagonisten Hans Castorp, über den man bei Mann in einem Nebensatz erfährt, dass er »vier Semester Studienzeit am Danziger Polytechnikum hinter sich« gebracht habe. Huelle beschreibt nun in seinem Roman *Castorp* genau diese Episode, imaginiert Hansens Leben in Danzig, lässt die politischen Hintergründe erkennen und seine Hauptfigur von einer schönen polnischen Frau träumen. Der polnische Autor ging damit, wie es in einer begeisterten Rezension einer deutschen Zeitung hieß, das »Wagnis« ein, »Danzig als deutsche Stadt zu zeigen« und zugleich »das Polnische ins Zentrum der deutschen Kultur« hineinzuschreiben.

Den Historiker, Literaturwissenschaftler und Danzig-Kenner Peter Oliver Loew hat das Buch dazu veranlasst, das Hauptgebäude der alten Technischen Hochschule, wie es da seit 1904 auf einer Anhöhe in jenem Teil Danzigs steht, der heute *Wrzeszcz* heißt, zu einem »Zauberberg der Wissenschaften« zu erklären. Ganz offensichtlich ist dieser Ort – ähnlich wie das fiktive Davoser Sanatorium, in dem Thomas Manns *Zauberberg* spielt – ein Spiegel europäischer Schicksale und Beziehungen. st

DIE ELBINGER JAHNSCHULE

Ein zukunftsweisendes Resultat
des städtischen Schulbau-Programms
in den 1920er Jahren

Nach dem Ersten Weltkrieg standen die Stadtväter von Elbing vor der Herausforderung, zeitgemäße architektonische Ausdrucksmittel für die neue – dezidiert nachwilhelminische – Epoche zu finden. In den deutschen Großstädten gewannen fortschrittliche Strömungen der Moderne – wie der Funktionalismus, der Prinzipien der formalen Klarheit und Einfachheit von Baukörpern folgte – an Beliebtheit. Allerdings hingen die Einwohner von Elbing noch stark dem längst vertrauten eklektischen Stadtbild an, das von historischen bzw. historisierenden Bauten mit einer Fülle von architektonischen Schmuckelementen geprägt und ihnen, da Elbing von Kriegsschäden verschont geblieben war, allgegenwärtig war.

Vor diesem Hintergrund versuchte man, zunächst Kompromisse zwischen dem vorherrschenden allgemeinen Geschmack und den anspruchsvollen Bestrebungen der städtischen Architekten zu finden, indem man weitgehend auf die traditionellen Gebäudeverzierungen, die zahllosen Friese, Fassadenfiguren oder Stuckaturen, verzichtete, die geläufigen Gestaltungen der Baukörper selbst aber beibehielt. Bald stellte sich allerdings heraus, dass dieser Ansatz keine zufriedenstellenden Ergebnisse zeitigte, sondern tendenziell eine fortschreitende Trivialisierung und einen Qualitätsrückgang des städtischen Bauwesens begünstigte. Es wurde klar, dass die Muster der Vergangenheit ihre Verbindlichkeit verlieren mussten und sich die in der Gegenwart Verantwortlichen mutiger den aktuellen Formen der zeitgemäßen Architekturstile zuwenden sollten. Ein vorzügliches Testgebiet für solche Bestrebungen bot in Elbing die städtische Planung der Neubauten von Schulgebäuden, die in der sich rasch ausdehnenden Stadt dringend benötigt wurden.

Der Schulbau in Elbing und die „Vision“ einer modernen Schule

Die Entwicklungsdynamik des schulischen Bauwesens seit Mitte der 1920er Jahre ist in ihrem Zusammenhang mit den stilistischen Innovationen der Architektur höchst bemerkenswert: Im Laufe von fünf Jahren entstanden in der Stadt vier Gebäude zu Lehr-Zwecken. Eines von ihnen war die 1926/1927 errichtete Paulusschule, eine über 16 Klassenzimmer verfügende Grundschule (Abb. 1). Sie bildete im Rahmen des Programms diejenige, die noch am weitesten historischen Vorstellungen verpflichtet blieb. Ein gegliederter Baukörper mit soliden, den Mittelteil des Gebäudes flankierenden Seitenflügeln sowie einem prunkvollen, mit einem Portikus und einem Uhrenturm versehenen Portal, knüpfte an den Stil der barocken Schlossarchitektur an.

Auf das Jahr 1929 fiel die Eröffnung der Mädchenberufs- und -haushaltungsschule, deren Formen schon spürbar fortschrittlicheren Ideen folgten (Abb. 2). Der unaufdringliche Rhythmus der von Pilastern gegliederten Fassaden, die markanten Dacherker und die asymmetrische Platzierung des Eingangs im Seitenflügel setzen bereits Akzente jenseits eines konventionellen Bauens. – Ein Jahr später wurden die Arbeiten an der Hochschule für Lehrerbildung beendet (Abb. 3). Sie entfernt sich noch weiter von den traditionellen Formen, denn sie entwickelt den gesamten Komplex stereometrisch aus einer Verbindung zweier unterschiedlich großer Quader mit ununterbrochenen und über Eck laufenden Fensterbändern und einer demonstrativ schlichten, rein funktionalen Überdachung des Haupteingangs.

Der Plan, eine Schule im Osten der Stadt zu erbauen, wurde bereits 1925 entworfen: als notwendige Konsequenz aus der Entwicklungsdynamik der Stadt, die in dieser Himmelsrichtung immer weiter wuchs. In den Siedlungen, die hier entstanden, waren die Geburtsraten naturgemäß besonders hoch, so dass mittelfristig mit einer deutlichen Zunahme der Schülerzahlen zu rechnen war. Ebenso wie die Paulusschule wurde auch die Jahnschule – die programmatisch den Namen des legendären »Turnvaters« Friedrich Ludwig Jahn (1778–1852) trug – als eine Anlage konzipiert, die auch speziell auf Leibesübungen und sportliche Aktivitäten hin ausgelegt sein sollte und somit eine Umgestaltung der Umgebung nötig machte.



Abb. 1: Paulusschule (1926/27)

FOTOS: ARCHÄOLOGISCH-HISTORISCHES MUSEUM ELBING



Abb. 2: Mädchenberufs- und -haushaltungsschule

So lässt ein auf den 10. Dezember 1926 datierter Entwurf erkennen, dass auf dem Grundstück zwischen der Bergstraße (ul. Górnoślaska), der Fritz-Reuter-Straße (ul. Wspólna) und der Wittenfelder Straße (ul. Kościuszki) nicht nur die Schule, sondern eine ausgedehnte Parkanlage mit mehreren Sportstätten sowie Wohngebäude, darunter zwei Häuser mit Lehrerwohnungen, entstehen sollten.

Der Haupturheber des Konzepts, Stadtbaurat Walter Kleemann, hat in der *Ostdeutschen Bau-Zeitung* 1929 eine Baubeschreibung veröffentlicht, die durchaus euphorisch, wenn nicht visionär genannt zu werden verdient:

Diese Schule liegt auf einer Anhöhe, beherrscht dort das ganze Stadtgebiet. Die Situation reizte dazu, das steile Dach zu vermeiden und Terrassen anzulegen, die zum Unterrichten im Freien benutzt werden sollen. Die Schulhofseite hat eine besondere halbgedeckte Terrasse, die auch bei schlechtem Wetter benutzt werden kann. Die Seite nach Westen zu hat Balkonterrassen. Von hier aus ist ein herrlicher Rundblick in das Land, nach dem Drausensee bis zur Marienburg, nach dem Haff, nach den Wäldern möglich. Diese Schulanlage ist besonders großzügig durchgebildet, hat außer dem

Schulhof einen Fußballspielplatz, Stadion und Tennisplätze. Die Turnhalle hat bis auf die Erde herabgehende Fenster, welche hochgeschoben werden können. Um die Sportplatzanlage zieht sich ein Parkgürtel, welcher wieder nach den umliegenden Straßen durch eine Randbebauung abgedeckt ist.

Die Eröffnung der Schule erfolgte am 10. Oktober 1929. Das unter der Leitung von Walter Kleemann aufgeführte Bauwerk konnte die Einwohner der Stadt augenscheinlich beeindruckend und wurde auch in amtlichen Verlautbarungen als »monumental« bezeichnet.

Das Gebäude und seine Umgebung

Diese Charakterisierung dürfte damals (wie auch noch heute) jedem Besucher höchst plausibel erschienen sein. Eine natürliche Geländeerhebung bot die Möglichkeit, eine imposante, in drei Absätze gegliederte Freitreppe anzulegen. An deren Beginn, am Fuße des Hügels, wurden Häuser mit Lehrerwohnungen errichtet, die den Blick auf die aufsteigenden 45 Stufen und die Symmetrieachse der Anlage fokussieren (Abb. 4). Von diesem Punkt aus entfaltet sich zwangsläufig eine – geradezu körperlich empfindbare – dynamische Aufwärtsbewegung, bei der zunächst das Schulgebäude wahrgenommen wird und die dann erst an der Spitze des Turmes ihr Ziel erreicht.



Abb. 3: Hochschule für Lehrerbildung (1930)



Abb. 4: Bauarbeiten an der Freitreppe (Aufnahme aus dem Jahr 1929)



Abb. 5: Die Westfassade der Jahnschule (Aufnahme aus dem Jahr 1929)

Die streng symmetrisch angelegte Vorderfront des Schulgebäudes, die Westfassade, ist ambitioniert ausgestaltet (Abb. 5). Von den beiden Seitenflügeln gerahmt, zieht der Haupttrakt die Aufmerksamkeit auf sich. In seinem Zentrum springt die Fassade leicht zurück, während zugleich die drei Balkone in der dritten bis fünften Etage auskragen. Diesen mit sparsamen Mitteln erreichten Effekt einer formbildenden Oberflächenbewegung verstärkt einerseits der wiederum vorspringende Eingangsbereich mit dem aufliegenden Altane, andererseits spielt auch die Aussichtsplattform, die oberhalb des sechsten Stocks eingerichtet ist, sowie der Spitzturm, der das Ganze krönt, indem er den Schnittpunkt der Längs- und Querachse des gesamten Gebäudekomplexes akzentuiert, mit Variationen der Tiefendimension.

Die Ost- bzw. Rückfassade ist demgegenüber naturgemäß zurückhaltender disponiert, entfaltet aber mit den zwei markant hervortretenden Treppenhäusern, zwischen denen sich eine Loggia mit einer separaten Aussichtsterrasse erstreckt, mit den beiden weit vorgezogenen und dezent dekorierten Windfängen der Ausgangstüren sowie mit der im rechten Winkel angebauten Sporthalle eine eigenständige bauästhetische Wirkung (Abb. 6).

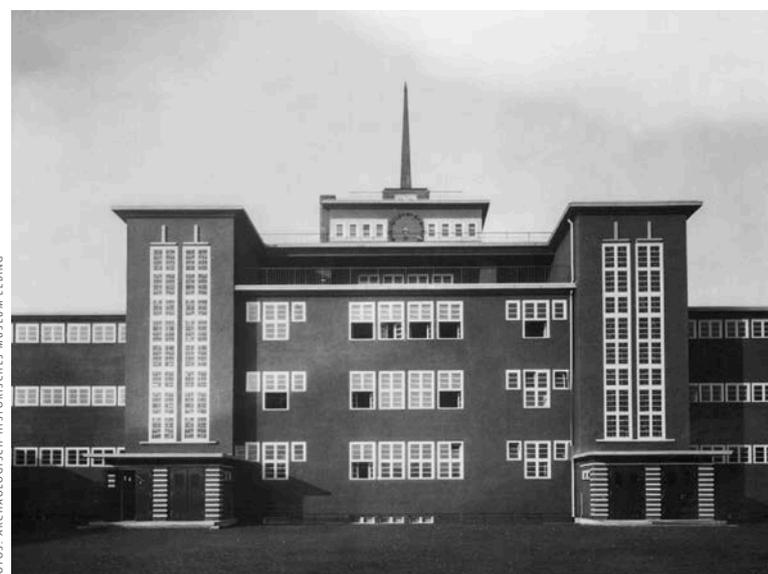


Abb. 6: Die Ostfassade der Jahnschule (Aufnahme aus dem Jahr 1929)

FOTOS: ARCHÄOLOGISCH-HISTORISCHES MUSEUM ELBING

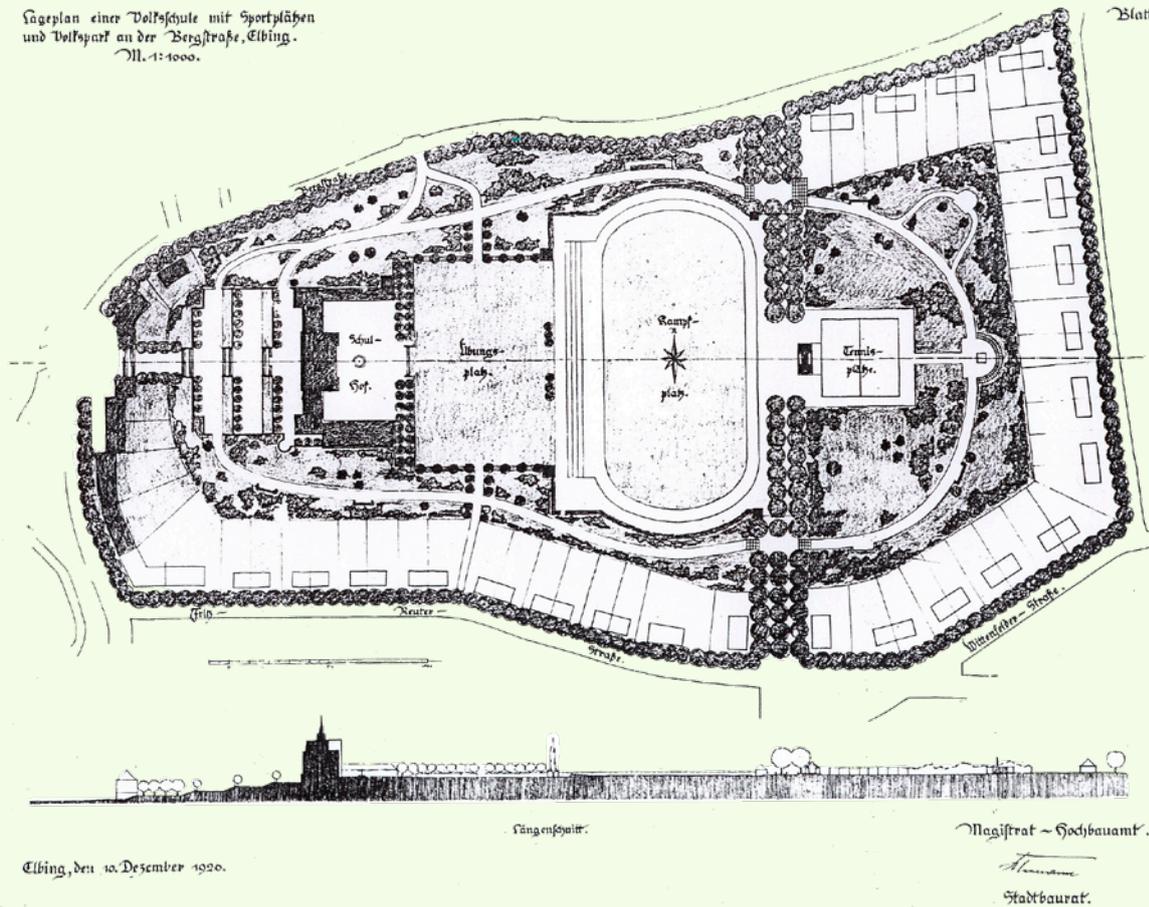


Abb. 7: Ergebnis der Entwurfsplanung für die Landschaftsgestaltung des Schulgeländes vom 10. Dezember 1926

Beim Errichten der Schule wurde das übliche Baumaterial des Nordens – Backstein mit Zementmörtel – genutzt. Im Unterschied zu einer Reihe anderer städtischer Gebäude, wie beispielsweise die bereits erwähnte Mädchenberufs- und -haushaltungsschule, blieb der individuelle Mauerwerksverband aber als Gestaltungsmittel ungenutzt; denn die Gebäude wurden verputzt, und zwar höchst wahrscheinlich in einem rosaroten Farbton, der an denjenigen des Backsteins erinnern sollte. Zu dieser lebhaften Wandfarbe wurden die Fensterrahmen sowie die Gesimse und der Dekor des Sockelgeschosses in Weiß abgesetzt. Die Zwischendecken des Gebäudes wurden aus Stahlbeton gefertigt, während die Flachdächer mit Dachpappe versiegelt wurden. Dies hatte, zumal nach dem damaligen Stand der Baumaterialien, allerdings zur Folge, dass jeweils nach einigen Jahren regelmäßige Renovierungsarbeiten nötig wurden.

In seiner »Vision« hatte Walter Kleemann deutlich gemacht,

dass er auf die Gestaltung des umgebenden Terrains besonderen Wert legte. Seine Ideen lassen sich an dem schon erwähnten Entwurf vom Dezember 1926 nochmals detaillierter nachvollziehen (Abb. 7): Hier werden einzelne Flächen mit ihren jeweiligen Funktionen gestaffelt, wobei sie die achsensymmetrische Grundorientierung der Zugangstreppe und des Hauptgebäudes strikt in das Gelände hinein verlängern. Vom Schulhof, der eng mit dem Gebäude verbunden ist, über den »Übungsplatz« und das Stadion, den »Kampfplatz«, bis zu den Tennisplätzen. Diese Einrichtungen sind ihrerseits in ein sorgsam entwickeltes Konzept des Landschafts- und Gartenbaus mit Grünflächen, Rabatten und Spazierwegen eingebettet. Die Parkanlage war bei den Elbingern bald sehr beliebt und wurde von ihnen häufig frequentiert (Abb. 8).

Angesichts dieser ungewöhnlich aufwändigen Realisierung eines Schulbau-Projekts darf freilich nicht vergessen werden, dass das ganze Vorhaben nicht nur aus einem allgemeinen städtischen Entwicklungsprogramm resultierte, sondern inhaltlich begründet war: Seinen Fluchtpunkt bildeten Ansätze der deutschen Reformpädagogik, die gerade während der ersten Jahre der Weimarer Republik intensiv diskutiert wurden und in Elbing dazu geführt haben, dass die architektonische Erneuerung eng mit einem innovativen Lehrkonzept verbunden war: In der Jahnschule sollte ein Raum für ein fortschrittliches Bildungskonzept geschaffen werden, in dem die geistige und körperliche Entwicklung gleichermaßen gefördert werden und miteinander harmonieren.

Ein Bauwerk der „gemäßigten Moderne“

Die Architektur der 1920er Jahre ist durch eine Vielfalt von Gestaltungsansätzen und Formen gekennzeichnet, die im Erscheinungsbild deutscher Städte neue Akzente setzte. Viele fortschrittliche Architekten folgten dem Funktionalismus der »Neuen Sachlichkeit«,



Abb. 8: Spazierweg im Bereich des „Jahnplatzes“, des für die Stadtbewohner zugänglichen Bereichs des Schulgeländes (Aufnahme aus den 1930er Jahren)

die vor allem von Walter Gropius und dem Weimarer Bauhaus vertreten wurde, während sich in dieser Zeit zugleich auch der von der zeitgenössischen bildenden Kunst inspirierte Expressionismus als Gegenbewegung etablierte. Er nutzte ungewohnte, wenn nicht überraschende ausdrucksstarke Formen, die den Betrachter auch emotional ansprechen sollten. Dies können beispielsweise wie bei Erich Mendelssohns Potsdamer »Einsteinturm« (1922) Rundungen und fließend-bewegte Formen sein, die an natürlich-organische Phänomene gemahnen, oder auch spitzwinklige Elemente wie der markant hervorragende »Schiffsbug« an Fritz Högers »Chilehaus« in Hamburg (1924).

Vor dem Hintergrund dieser zeitgenössischen Stilentwicklung ist sicherlich auch der Entwurf der Jahn-schule zu verorten. Erwartungsgemäß lässt er sich aber keiner der beiden antagonistischen Richtungen eindeutig zuordnen, sondern wählt aus beiden Repertoires architektonischer Elemente jeweils passende aus, verfährt somit eklektisch. Einerseits erscheint das Schulgebäude als »einfach« und »klar«, als »sachlich« und von seinen Funktionen her definiert. Zudem verzichtet es weitestgehend auf früher übliche Dekorelemente. Im strengen Sinne gehören dazu nur die Buntglasfenster in den Treppenhäusern der Ostfassade. Andererseits aber wird das Gebäude durch seine exponierte Lage, die zum Hügel hinaufführende Freitreppe und den krönenden Spitzturm auch regelrecht »inszeniert«. Auch die bereits erläuterte Dynamik der in sich bewegten Fassaden und nicht zuletzt die Affinität zum Backsteinbau gehören zu den Kunstmitteln der expressionistischen Architektur.

Ungeachtet dieser Affinität zu aktuellen Tendenzen der Architektur sind Vorhaben einer kommunalen Bauverwaltung kaum Orte kompromissloser Innovationen. Immerhin lässt sich der Unterschied zwischen den zuvor gültigen Vorstellungen und Walter Kleemanns »neuem« Zugriff genauer erschließen; denn das Staatsarchiv in Danzig bewahrt einen früheren, aus dem Jahr 1925 stammenden Entwurf der Schule in der Bergstraße auf, von dem die Überlegungen des Bauamts ursprünglich ausgegangen waren (Abb. 9). Dieses Konzept ist einem deutlich konservativeren Baustil verpflichtet und erinnert an dasjenige der Paulusschule mit ihren hochgezogenen Walmdächern. Dabei entbehrt die massige Anlage jeglicher nach



FOTO: MICHAŁ KOZŁOWSKI

Abb. 10: Die frühere Jahn-schule nach den Renovierungsarbeiten von 2013 (Aufnahme aus dem Oktober 2022)

oben strebenden Dynamik; vielmehr lastet sie schwer und erzeugt einen exklusiv nach unten wirkenden Druck.

Der Vergleich der ursprünglich geplanten und der letztlich realisierten Konzeption verdeutlicht anschaulich, in welchem Maße Walter Kleemann es vermocht hat, die lokale Bau-tradition nachdrücklich zu reformieren, aber wohl-gemerkt nicht zu revolutionieren – ganz im Sinne der »gemäßigten Moderne«, die sich in diesen Jahren auch in anderen Kulturbereichen durchzusetzen begann. Auf diese Weise entstand auch weitab von großen stilbildenden Metropolen des Deutschen Reichs in Elbing ein Schulgebäude, das auf Betrachter bis heute gleichermaßen »monumental« wie »modern« zu wirken vermag.

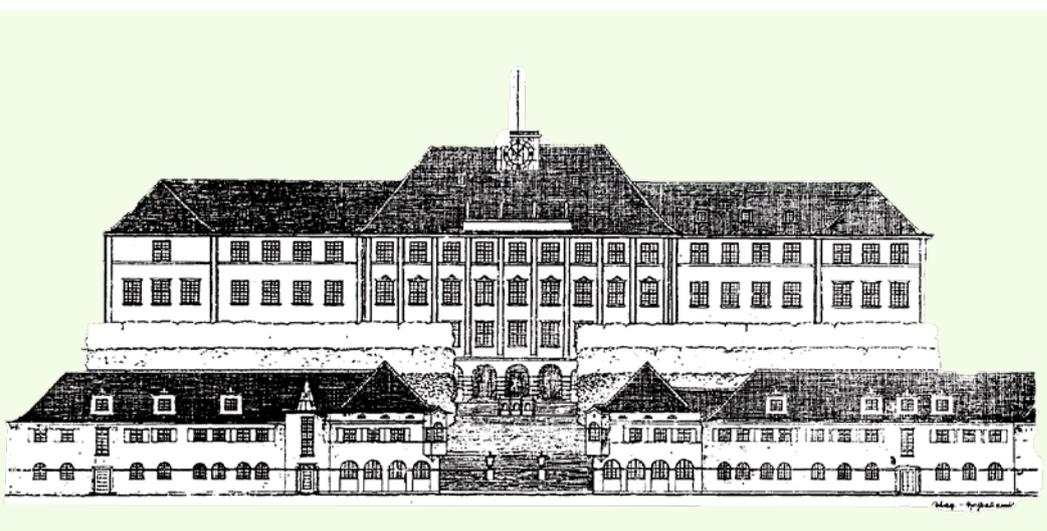
* * *

Der Unterrichtsbetrieb an der Jahn-schule wurde durch den Zweiten Weltkrieg gewaltsam unterbrochen, das Gebäude selbst blieb aber von größeren Schäden verschont. Deshalb konnten Schüler hier schon 1946 wieder unterrichtet werden. – In den ersten Nachkriegsjahren wurden die Proportionen des Turms verändert, denn sein Sockel erhielt eine zusätzliche, zweite Etage. Weitergehende, äußerlich sichtbare Eingriffe sind nicht zu verzeichnen, so dass die Schule ein gutes Beispiel für eine respektvolle Bewahrung und Pflege der historischen städtischen Bausubstanz bieten kann. 2013 wurde sie einer grundlegenden Renovierung unterzogen. Dabei erhielt sie auch ihre ursprüngliche rosarote Farbe zurück, die bis

dahin durch ein helles Gelb ersetzt worden war (Abb.10). Nachdem das Gebäude für längere Zeit die Sport-Grundschule Nr. 3 beherbergt hatte, ist es nun dem Gymnasium Nr. 5 zur Verfügung gestellt worden. Bedauerlicherweise hat die unmittelbare Umgebung der Schule durch eine Reihe von Veränderungen den Charakter eines Parks verloren. Die von Kleemann konzipierte Abfolge vom Schulhof über den Sportplatz bis zum Stadion ist aber bestehen geblieben, wobei die frühere »Kampfstätte« nun auch von der Fußballmannschaft »Olympia« genutzt wird.

✉ Michał Kozłowski

Übersetzung aus dem Polnischen:
Joanna Szkolnicka



QUELLE: STAATSARCHIV DANZIG

Abb. 9: Frühere Entwurfsskizze für den Bau einer Schule an der Bergstraße aus dem Jahr 1925

DIE IMAGINATION EINER »TOTALEN« PLANUNG

Raumordnung und Stadtarchitektur im Reichsgau Danzig-Westpreußen

NUR WENIGE WOCHEN NACH DER BESETZUNG POLENS wurde am 26. Oktober 1939 der Reichsgau Westpreußen (ab 2. November 1939 Reichsgau Danzig-Westpreußen) gebildet und damit die polnischen Wojewodschaft Pomorze und die Freie Stadt Danzig annektiert. Die Bezeichnung spielte auf die ehemalige preußische Provinz Westpreußen an, jedoch entsprach ihr der Reichsgau weder in seiner administrativen Verfasstheit noch in seiner territorialen Ausdehnung. Für die Raumplanung bedeutete die Annexion die Übertragung der institutionellen Strukturen, wie sie sich in den Jahren zuvor im Deutschen Reich herausgebildet hatten. Zentrale Figur der Raumplanung im Reichsgau war Ewald Liedecke. Er wurde 1939 als Leiter des Landesplanungsbüros des Reichsgaus bestellt und wirkte fortan engagiert an der Entwicklung raumplanerischer Konzepte mit. Unter dem Titel *Die raumpolitischen Aufgaben des Reichsgaues Danzig-Westpreußen* skizzierte Liedecke 1942 in der von der NSDAP herausgegebenen Zeitschrift *Der Deutsche im Osten* einem breiten Publikum die Zielstellungen der nationalsozialistischen Raumplanung.

Zwei Abbildungen, die dem Beitrag beigelegt sind, umreißen den nördlichen Teil des Reichsgaus und die angrenzenden Gebiete Pommerns und Ostpreußens (Abb. 1 und 2). Mit dem Verlauf der Weichsel und der Kennzeichnung ausgedehnter Waldflächen sind natürliche Gegebenheiten markiert. Die erste Karte gleicht einer militärischen Lagekarte, die einen von Süden kommenden Vorstoß zu dokumentieren scheint. Damit sei, so Liedecke, das beständige

Drängen der Polen in Richtung Ostsee gekennzeichnet. Die Flecken, die durch Schraffuren gebildet werden, deuteten polnische Siedlungen an, die einen »Keil« in das von Deutschen besiedelte Gebiet treiben sollten. Die zweite Abbildung nimmt die Art der Darstellung auf. Hier aber schlagen zwei Doppelpfeile jeweils einen Bogen, mit dem – über das Gebiet des Reichsgaus hinweg – eine Verbindung zwischen Pommern und Ostpreußen hergestellt wird. Die Schraffur, hier nun als breite Streifen, bedeckt einen bedeutenden Teil des nördlichen Reichsgaus und verbindet diesen ebenso mit den angrenzenden Territorien. Damit sei eine »geschlossene deutsche Siedlungslandschaft« markiert, die demnach im nördlichen und mittleren Teil des Reichsgaus hergestellt werden sollte.

Die Zeichnungen sind nicht einfach sachliche Skizzierung eines Tatbestandes bzw. einer Planung. Die Anspielungen auf die Typologie der Militärkarte wie auch die gezielte Differenzierung der beiden Karten charakterisieren und werten die Prozesse, die sie veranschaulichen sollen. Die polnischen Aktivitäten erscheinen als militärische Angriffe – Liedecke spricht von Stoßrichtung, Keil und Brückenkopf – und als permanente Gefahr, zugleich aber auch als wenig erfolgreiche Versuche, das Gebiet für sich zu sichern. Hingegen wird die deutsche Planung als strategisch nachvollziehbares, systematisches und umfassendes Vorhaben für die Konsolidierung deutschen »Volksbodens« vorgestellt. Die beiden unscheinbaren Skizzen machen auf diese Weise die Dialektik der Ermächtigungsstrategien anschaulich, derer sich die Raumplanung im »neuen deutschen Osten« bediente: Degradierung und Zerstörung auf der einen und Planung und Beherrschung auf der anderen Seite. Beides mündete in die Vorstellung einer totalen Steuerung der ökonomischen und gesellschaftlichen Prozesse durch eine umfassende Raumplanung.

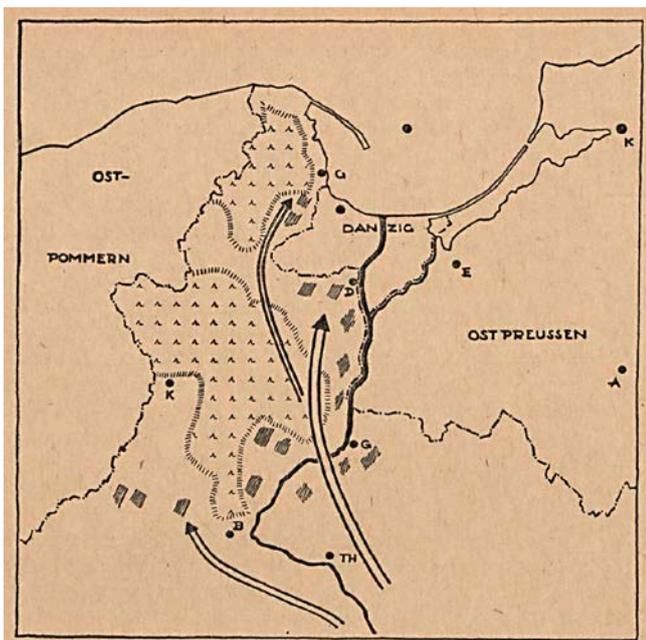


Abb. 1: Ewald Liedecks Darstellung polnischer Siedlungsprozesse zwischen 1920 und 1939 (*Der Deutsche im Osten* 1942, Heft 5)

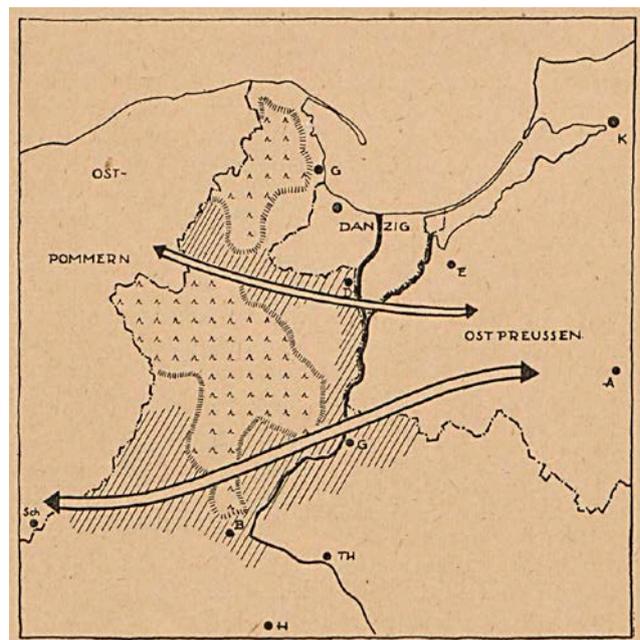


Abb. 2: Ewald Liedecks Darstellung der Siedlungsplanung für den Reichsgau Danzig-Westpreußen (*Der Deutsche im Osten* 1942, Heft 5)

Die Planungen

Liedecke schloss an Konzepte an, mit denen unter der Ägide des Reichskommissars für die Festigung deutschen Volkstums, Heinrich Himmler, seit 1940 in mehreren Etappen eine Strategie entworfen wurde, wie die vom Reich annektierten und besetzten Gebiete langfristig einer Vorherrschaft des Deutschen Reiches unterworfen werden sollten. Die Ausarbeitungen mündeten 1942 im »Generalsiedlungsplan«. Was hier von politischer Seite vorangetrieben wurde, erzeugte in den Fachkreisen der Raumplaner eine Art Euphorie. Deren fachlichen Institutionen, die in den Jahren zuvor etabliert worden waren, richteten unmittelbar nach Kriegsbeginn ihre Tätigkeit ganz auf die Sicherung der annektierten und besetzten Gebiete aus. Damit war zugleich die Hoffnung verbunden, dass sich mit den neuen Gebieten im Osten zuvor diagnostizierte Missstände der Raumordnung im »Altreich« lösen ließen. Mehr noch: Der »neue Osten« wurde zum Experimentierfeld erklärt, auf dem man – »gewissermaßen auf freiem Felde«, wie es Frank Glatzel 1941 formulierte – agieren könne.

Das waren der politische und der fachliche Bezugsrahmen, in dem sich die oben beschriebene Dialektik von Zerstörung und Planung in der Arbeit des Landesplanungsbüros für den Reichsgau Danzig-Westpreußen entfaltete. Die Aufgabe, die das Büro zu erfüllen hatte, war dabei klar formuliert: Die erste Planungsstufe des

nachmaligen Generalsiedlungsplans erachtete es als vordringlich, die in Liedeckes Zeichnung mit der Schraffur skizzierten »Siedlungsbrücken« herzustellen. Gauleiter Albert Forster fasste das Ziel straffer und erwartete, dass Danzig-Westpreußen bis 1950 vollständig »eingedeutscht« sei.

Die Degradierung

Das war die Zukunftsvision. Vor dem Hintergrund, dass Schätzungen zufolge 1939 nur etwa 38% der Bevölkerung des Reichsgaus als Deutsche galten, bedeutete diese Zukunftsvision massenhafte Deportation, Verschleppung, Ermordung bzw. Germanisierung der als nichtdeutsch klassifizierten Bevölkerung. Sie bedeutete zugleich eine systematische Zerstörung der vorhandenen Bausubstanz. Infolgedessen wurde ein nicht geringer Teil der fachlichen Diskussion darauf verwandt, das Vorgefundene abzuwerten. Dabei griff die Argumentation auf Stereotype zurück, die in den Jahren zuvor ausgeprägt worden waren und mit denen zugleich eine Brücke zwischen der fachlichen Diskussion und populärer Vermittlung geschlagen werden konnte.

Während allerdings Karl Baedeker gleich im Herbst 1939 in seinem Beitrag *In den Slums von Thorn* in Wort und Bild »die Folgen von 20 Jahren polnischer Mißwirtschaft im deutschen Westpreußen« eindringlich vorzuführen suchte, transformierte die fachliche



Abb. 15. Umbaugebiet: Bei Kattowitz. Wiez wächst die Stadt in die Baueenhöfe hinein.



Abb. 16. Umbaugebiet: Verfleppung im Gebiet der Stadt Kattowitz.



Abb. 20. Umbaugebiet: Ein gepflegter Baum in überbauten Hinterhöfen in Myslowitz.



Abb. 21. Umbaugebiet: Typische Stadtstraße in Idziewitz. Hässliche hohe Zäune. Häufer mit und „ohne“ Dach.



Abb. 17. Umbaugebiet: Gleichwald, alte deutsche Siedlung der Vor-Weltkriegszeit südlich Kattowitz.



Abb. 18. Umbaugebiet: Deutsche Siedlung Gleichwald bei Kattowitz.



Abb. 22. Neubaugebiet: Alte „Kolonien“ bei Solnowitz. Eincaumwohnungen. Im Hof Stall- und Abortgebäude.



Abb. 23. Neubaugebiet: Solnowitz. Siedlung auf freiem Feld im Anschluß an alten Kalkofen. Es wurde dort wohl zufällig ein Stück Gelände verkauft.

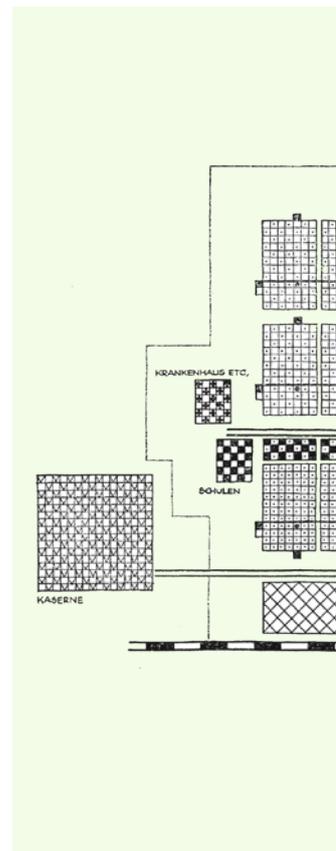
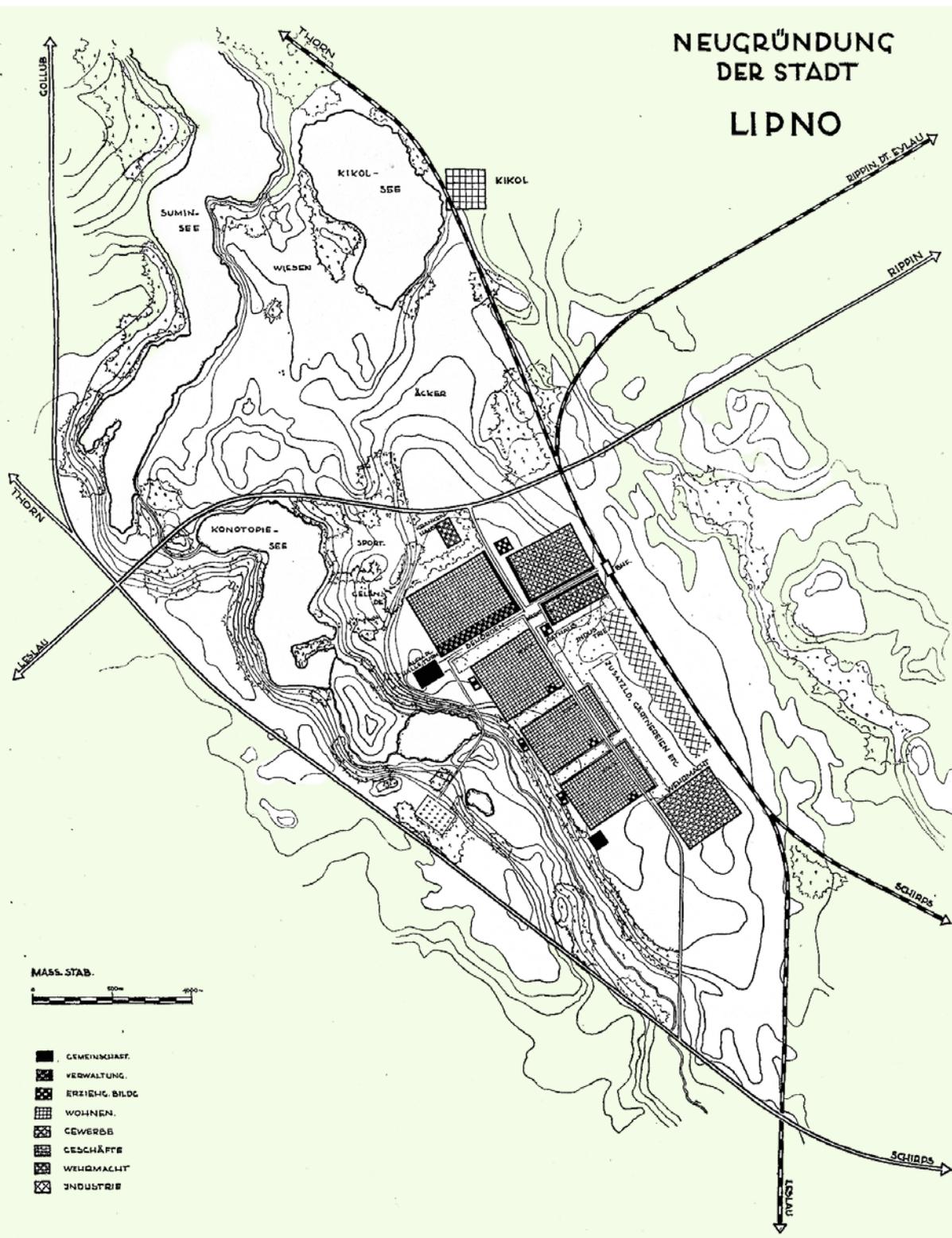


Abb. 19. Alte deutsche Siedlung Gleichwald bei Kattowitz.



Abb. 24. Neubaugebiet: Bei Bendzin, völlig abzulebende Elendsgebiete.

Abb. 3: Gegenüberstellung deutscher und polnischer Siedlungen an Beispielen aus Oberschlesien in einem Bildbeitrag von Gerhard Ziegler (Raumforschung und Raumordnung 1941, Heft 3/4)



▲ **Abb. 5: Carl Culemanns Schema der Normalstadt (Raumforschung und Raumordnung 1941, Heft 3/4)**

Abb. 4: Ewald Liedecks Entwurf für die neu- gründende Stadt Lipno nach dem in seinem Landesbüro entwickelten Siedlungsschema (Raumforschung und Raumordnung 1941, Heft 3/4)

Diskussion dieselbe Argumentation sogleich in ein Werkzeug der Planung. Hierfür differenzierte Liedecke das Planungsgebiet des Reichsgaus nach dem »Kulturstand«, der sich nach dem jeweiligen Grad der Prägung durch deutsche Präsenz bemesse, und unterteilte es in »Ergänzungs-«, »Umbau-« oder »Neubauzonen«. Die »Ergänzungszone« weise eine dem Westen des Reiches vergleichbare hohe Kultur und hohen materiellen Einsatz auf. In der »Umbauzone« seien hingegen nur noch »deutsche Restbestände, die kulturell und materiell erhaltenswert« seien, aufzufinden. Die »Neubauzone« schließlich kennzeichne eine »verfallene [...] oder von jeher niedere [...] Kultur«. Da man aber »bei der Neugestaltung

deutschen Landes nicht in polnischen Spuren wandeln« könne – so Liedecke in seiner Denkschrift *Kolonisatorische Aufgaben der Raum-Ordnung im Nordosten des Deutschen Reiches*, die er punktgenau auf den 1. September 1939 datierte –, bedeutete die Klassifizierung eines Gebietes als »Neubauzone« dessen vollständige und als »Umbauzone« eine weitgehende Zerstörung der vorhandenen Bausubstanz und der räumlichen Strukturen. Den Zeugnissen »polnischer Misswirtschaft« wurde in der Fachpresse in Wort und Bild die »geordnete« deutsche Siedlung gegenübergestellt. So etwa in zwei Bildfolgen in einem Themenheft der Zeitschrift *Raumforschung und Raumordnung*, das sich

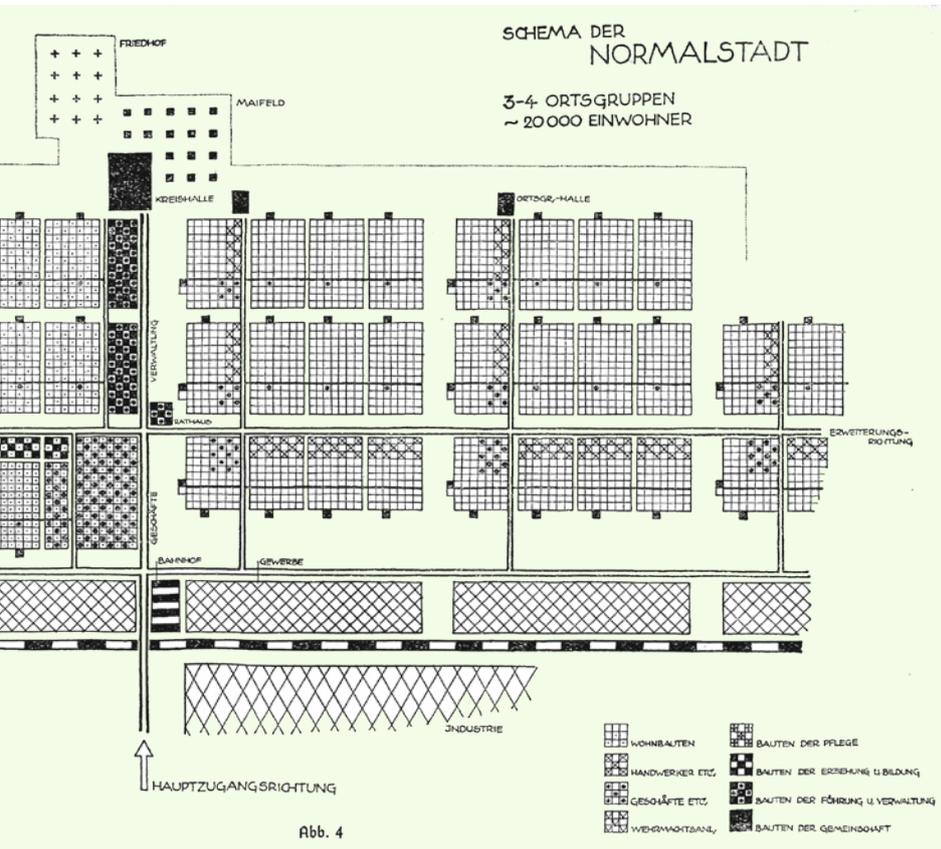


Abb. 4

planungsbüro, in seinem Artikel »Die Gestaltung der städtischen Siedlungsmasse« dar. Es gründete auf drei Annahmen: erstens, dass es einer überschaubaren sozialen Größe bedürfe, zu der der Einzelne eine Bindung aufbauen könne, zweitens, dass die Gliederung der NSDAP die städtische Struktur bestimmen solle, und drittens, dass die Zusammenstellung der einzelnen Siedlungselemente statistisch bestimmt werden könne. Hiervon ausgehend wurde ein stufenartiger Aufbau einer sogenannten Normalstadt mit ca. 20.000 Einwohnern entwickelt. Diese wiederum war Teil eines Siedlungsnetzes, das sich beginnend mit der dörflichen Siedlung über das Hauptdorf und die Kreisstadt bis hin zur Gauhauptstadt systematisch aufbauen sollte. Dieses technokratische Grundverständnis der Siedlungsplanung wurde durch seine systematische Verquickung mit der Gliederung der Partei, deren Dominanz sich zudem in der hervorgehobenen Stellung der Gemeinschaftsanlagen in der jeweiligen Siedlung manifestieren sollte, ideologisch rückgekoppelt (Abb. 5). Es entstand ein in sich geschlossenes Modell, das die Gesellschaft in eine »totale« Ordnung zu bringen gedachte und das jegliche emanzipatorische Bewegung des Einzelnen ausschloss.

Perspektiven der Forschung

Wie weit die Raumplanung für den Reichsgau bereits detailliert war und welche Projekte sich in der Umsetzung befanden, als das Gebiet von der Roten Armee besetzt wurde, kann beim bisherigen Stand der Forschung kaum umrissen werden. Deutlich wird aber, dass sich die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Raum- und Stadtplanung nicht auf die Architekturgeschichte und die Siedlungsplanungen beschränken kann; sie muss den Prozess und das Ausmaß der beabsichtigten und realisierten Zerstörung einschließen. Mehr noch: Beides, die Zerstörung des Vorhandenen und die imaginierte und geplante neue Siedlungsstruktur, waren mit einer Architektur verbunden, die in ihrem temporären Charakter erst in den letzten Jahren in die Aufmerksamkeit der Architekturgeschichtsforschung gerückt ist. Das sind zum einen die Lager, in denen die »nichtdeutsche« Bevölkerung verbracht, gefangen gehalten und in Teilen ermordet wurde – ein Teil der Bevölkerung des Kreises Lipno wurde etwa in das Konzentrationslager Stutthof verschleppt. Auf die strukturelle Verknüpfung von Architektur-, Stadtbau- und Raumplanungsgeschichte mit dem System der nationalsozialistischen Arbeits- und Konzentrationslager hat die Forschung bereits verwiesen. Zum anderen sind das Lager, die für die Umsiedler der Aktion »Heim ins Reich« angelegt wurden – im Reichsgau Danzig-Westpreußen gab es vierzehn davon. In der Summe der Beobachtungen wird deutlich: Die nationalsozialistische Raumplanung war sowohl Mittel zur dauerhaften Beherrschung des besetzten Gebietes als auch Medium zur Steuerung und Beherrschung der neuen Gesellschaft, die im »neuen deutschen Osten« entstehen sollte.

st Katja Bernhardt

1941 der »Stadtplanung in den neuen Ostgebieten« widmete (Abb. 3). In diesem Heft finden sich zwei weitere Beiträge Liedeckes. Beide machen dabei auf unterschiedliche Weise deutlich, dass die vehemente Abgrenzung zu Polen Mittel zu anderem Zwecke war. Denn in seinem Artikel »Die Städte des deutschen Ritterordens in der Raumordnung der Gegenwart« stellte Liedecke fest, dass auch die räumlichen Strukturen, wie sie in Folge der Siedlungsaktivitäten des Deutschen Ordens entstanden waren, für die Zielstellungen der nationalsozialistischen Raum- und Stadtplanung nicht geeignet seien. Sie müssten entweder in den neuen größeren »Organismus« eingegliedert oder aber die »Reste der Ordensstädte« gar abgerissen »und Neues und Angemessenes an ihre Stelle« gesetzt werden.

Die Beherrschung

Zugespielt ließe sich behaupten – und zwar der Vordergründigkeit der zeitgenössischen Argumentation zum Trotz –, dass der »neue Osten« weniger ob der historischen Genese seiner Siedlungsstruktur, wie sie im Ergebnis der sogenannten deutschen Ostkolonisation entstanden war, als »deutsch« imaginiert wurde, als vielmehr aufgrund dessen, was sich die nationalsozialistische Raumplanung von ihm versprach. Hier nun kommt der zweite Beitrag Liedeckes in dem genannten Themenheft ins Spiel.

Es handelt sich um eine Zeichnung (Abb. 4), die ein im Landesplanungsbüro entwickeltes Siedlungsmodell vorstellte und es am Beispiel der neuen Kreisstadt Lipno (später auch: Leipe) exemplifizierte. Sie sollte auf der grünen Wiese nördlich der vorhandenen Stadt Lipno entstehen, die sich ihrerseits im südlichen Zipfel des Reichsgaus befand und die – der Logik der zuvor skizzierten Argumentation folgend – vollständig aufgegeben werden sollte. Die Grundlagen des Siedlungsmodells und seine Struktur legte Carl Culemann, Mitarbeiter im Landes-

Die Marienburg-Romantik

Eine herausragende Ausstellung im Schlossmuseum Marienburg

Am 23. September wurde im Schlossmuseum Marienburg eine große Ausstellung mit hervorragenden Exponaten eröffnet, die der Epoche der Romantik gewidmet ist. Der offizielle Titel lautet: *Malbork między polityką a sacrum* [Die Marienburg zwischen Politik und dem Heiligen] (1772–1856).

Dabei geht es insbesondere um die Wiederentdeckung der Marienburg durch Friedrich Gilly und dessen Freundeskreis am Ende des 18. Jahrhunderts sowie die »romantische Restaurierung« in den Jahren zwischen 1817 und 1856. Während dieser Zeitspanne erfolgte die Wiederentdeckung der Marienburg als historischer Erinnerungsort Preußens, die Rettung vor dem Abbruch und die erste Restaurierung der ehemaligen Hochmeisterresidenz. An diesem Prozess waren zahlreiche ausgezeichnete Künstler beteiligt, die mit ihren Ansichten und Entwürfen das neue Bild der Marienburg als Nationalmonument Preußens anschaulich machten.

Die Reihe dieser hochrangigen Maler und Architekten reicht von Friedrich Gilly über Friedrich Frick, Karl Friedrich Schinkel, Karl Wilhelm Kolbe, Domenico Quaglio, Johann Karl Schultz bis hin zu Adolph von Menzel. In keiner Epoche ihrer mehr als 750-jährigen Existenz stand die Marienburg so stark im Fokus der bildenden Künste wie in der Zeit der Romantik. Es gibt sogar überzeugende Argumente dafür, den Beginn der deutschen Romantik mit der Wiederentdeckung der Marienburg durch Friedrich Gilly in Verbindung zu bringen.

Die Ausstellung im Schlossmuseum gibt nun erstmals einen Gesamtüberblick zur kulturhistorischen Bedeutung Marienburgs in dieser Epoche. Dabei ist es gelungen, fast alle wichtigen Originalwerke der genannten Künstler zusammenzutragen und gemeinsam zur Schau zu stellen. Ausgangspunkt ist der 250. Geburtstag von Friedrich Gilly (1772–1800), dessen künstlerische Tat die Marienburg aus dem Dunkel der Geschichte wieder ans Licht brachte und den Anstoß für ihre Rettung gab. Friedrich besuchte in Begleitung seines Vaters, David Gilly, einem der damals bedeutendsten preußischen Landbaumeister, die alte Ordensburg im Sommer 1794 auf einer Inspektionsreise nach Westpreußen. Während sein Vater Überlegungen anstellte, das Mittelschloss abreißen und mit den alten Backsteinen neue Magazingebäude errichten zu lassen, erstellte Friedrich – vom Zauber der mittelalterlichen Mauern und Räume hingekissen – zahlreiche romantisch gefärbte Zeichnungen. Ein Jahr später wurden zehn seiner Marienburgansichten auf der Ausstellung der Berliner Akademie der Künste mit großem Erfolg gezeigt. Friedrich Frick begann 1799, die Ansichten Gillys und einige neue Bauaufnahmen in Aquatinta-Drucken zu reproduzieren. Dieses großformatige Album, das vollständig auf der



Ansicht der Konventskirche der Marienburg, Zeichnung von Friedrich Gilly 1794/95



Sommerremter im Hochmeisterpalast mit Szene des Einzugs des Hochmeisters, Aquatintadruck von Friedrich Frick nach einer Zeichnung von Friedrich Gilly, 1799

Ausstellung gezeigt wird, machte Furore und begeisterte auch das preußische Königshaus für die riesige Backsteinburg an der Nogat.

Die Abrisspläne wurden nun ad acta gelegt, und der König stellte die Burg in einem Erlass 1804 unter Denkmalschutz. Die konkreten Restaurierungspläne mussten aufgrund der Napoleonischen Kriege zunächst vorschoben werden. Nach dem Sieg über Frankreich ergriff der neue Oberpräsident Westpreußens, Theodor von Schön, sogleich die Initiative zur Wiederherstellung der Marienburg, und 1817 begann man mit den ersten Bau- und Ausschmückungsmaßnahmen. Die Arbeiten standen unter der Oberleitung von Karl Friedrich Schinkel, der 1819 Marienburg besuchte und auch eigene Entwürfe anfertigte. Ein wichtiges Element der neuen Innenausstattung war die Schaffung neuer Glasmalereien im Sommer- und Winterremter, die Szenen aus der Geschichte des Deutschen Ordens zeigten. Die Entwürfe hierfür stammten von dem Berliner Maler Karl Wilhelm Kolbe d. J. – sie zählen zu den frühesten Werken des deutschen Historismus. Unter der Aufsicht Theodors von Schön wurde die »romantische Restaurierung« bis zu dessen Tod 1856 fortgeführt. Die letzte große künstlerische Aktion dieser Epoche war die Ausmalung von Wandnischen im Sommerremter mit lebensgroßen Hochmeisterdarstellungen. Mit der Gestaltung einer der Nischen wurde der damals bedeutendste deutsche Maler, Adolph von Menzel, beauftragt, der bei seinem Marienburger Aufenthalt 1855 zahlreiche Skizzen von der Burg anfertigte.



ABB.: ARCHIVUM PANSTWOWE W MALBORKU

Entwurf für die Glasmalerei eines Fensters im Großen Remter der Marienburg: Deutschordensritter und preußischer Landwehrmann, Zeichnung von Karl Friedrich Schinkel, 1821

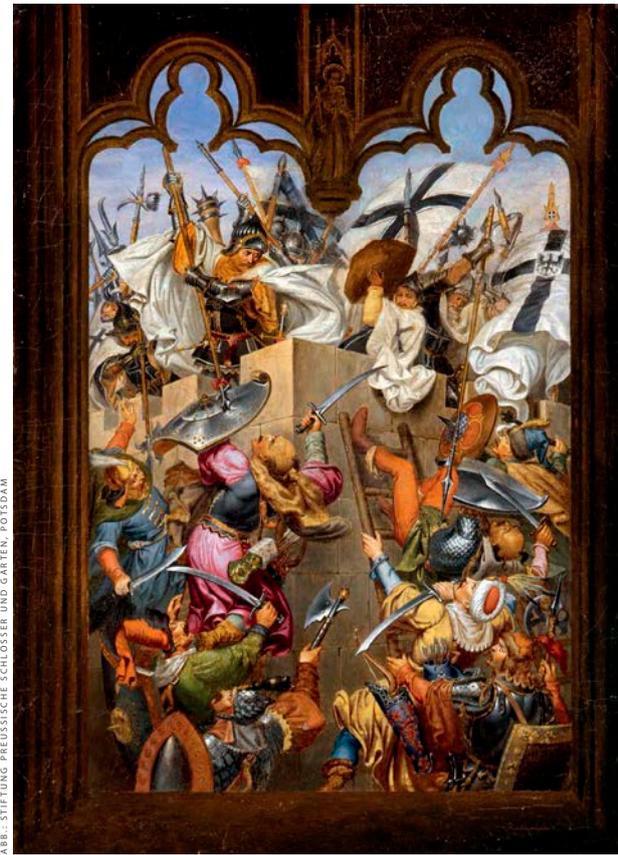


ABB.: STIFTUNG PREUSSISCHE SCHLÖSSER UND GÄRTEN, POTSDAM

Entwurf für die Glasmalerei eines Fensters im Sommerremter der Marienburg: Verteidigung der Marienburg 1410, Gemälde von Karl Wilhelm Kolbe d. J., um 1820/25

Ansicht des Hochmeisterpalastes, Gemälde von Domenico Quaglio, 1834



ABB.: MUZEUM ZANKOWE W MALBORKU



ABB.: NATIONALMUSEUM DANZIG



Ansicht des Mittelschlusses von Nordwesten nach der ersten Wiederherstellung, Aquarell von Johann Karl Schultz, 1850

Am Ende der romantischen Restaurierung beauftragte König Friedrich Wilhelm IV. den Danziger Maler Johann Karl Schultz in den 1840er Jahren mit der Schaffung einer Reihe von Ansichten der im neuen Glanz erstrahlenden Burg. Schon zehn Jahre zuvor hatte der Münchner Vedutenmaler Domenico Quaglio bildnerische Porträts des frisch wiederhergestellten vaterländischen Denkmals Preußens geschaffen. Alle genannten Maler sind mit ihren Hauptwerken zur Marienburg in der Ausstellung vertreten und bieten den Besuchern einen Blick auf die Geschichte und Architektur der ehemaligen Ordensresidenz durch die fantasievolle und malerische Brille der Romantik.

Die Romantik hatte selbstverständlicherweise auch eine politische Dimension. So wurde am Beginn des Befreiungskrieges gegen Frankreich 1813 im Zusammenhang mit der Volksbewaffnung durch den preußischen König auch das Eiserne Kreuz gestiftet. Es war die erste militärische Auszeichnung, die ständeübergreifend verliehen werden konnte. Bei der Gestaltung griff man auf die Symbolik des Deutschen Ordens zurück,

dessen mittelalterlicher Kreuztypus Vorbild für den neuen Orden wurde. In der Ausstellung ist der Originalentwurf Schinkels für das Eiserne Kreuz zu sehen, zusammen mit Exemplaren damals verliehener Orden.

Die Ausstellung wird noch bis zum 30. Dezember 2022 im Hochschloss der Marienburg zu sehen sein (Öffnungszeiten: dienstags bis sonntags von 9 bis 15 Uhr). Wer sich für die Marienburg, den Deutschen Orden und die Romantik interessiert, sollte einen Besuch nicht versäumen – eine derartig vollständige Zusammenstellung der Werke der Marienburg-Romantik wird es für lange Zeit nicht mehr geben. Der Besuch der Ausstellung ist ein besonderer ästhetischer Genuss, verstärkt noch durch eine äußerst gelungene Art der Präsentation.

st Christopher Herrmann



Blick in die Ausstellung im Hochschloss der Marienburg

Danzig—Berlin: Eine vergessene Beziehungsgeschichte

Bericht über die gleichnamige Tagung in Berlin

Danzig und Berlin. Was verbindet die beiden Metropolen an Mottlau und Spree? Dieser Frage widmeten der Bund der Danziger, das Kulturreferat für Westpreußen, Posener Land und Mittelpolen sowie die Deutsche Gesellschaft e. V. eine Konferenz, die am 27. und 28. August in der Zwölf-Apostel-Kirchengemeinde in Berlin-Schöneberg stattgefunden hat.

Die Veranstalter verfolgten die These, dass die Betrachtung der Verflechtungsgeschichte von Danzig und Berlin ebenso in die Irrungen und Wirrungen wie in die über Jahrhunderte friedlichen und fruchtbaren Beziehungen zwischen Deutschland, Danzig und Polen einzuführen vermag: Gemeinsame Geschichte und Kultur verdichten sich dabei in Persönlichkeiten, in Ereignissen, architektonischen Relikten und in den Künsten, die diese beiden Städte miteinander verbinden.

Eine hervorragende Einführung in den Themenkomplex bot der Westpreußen-Kenner HANS-JÜRGEN BÖMELBURG (Justus-Liebig-Universität Gießen) mit seinem Vortrag *Danzig und Berlin – Der Versuch einer Verflechtungsgeschichte*. Der Referent bewegte sich souverän und einem Parforceritt gleich durch diese spannenden europäischen Stadtgeschichten, die weniger von Krieg und Gewalt als von kulturellem und ökonomischem Austausch geprägt waren. Die eingangs von ihm aufgeworfene Frage, ob wir in der Lage wären, anhand der Geschichte Danzigs und Berlins eine europäische Verflechtungsgeschichte zu schreiben, konnte so bejaht werden. Die folgenden Fragen aus dem interessierten Publikum mündeten schließlich in eine Diskussion der gegenwärtigen deutsch-polnischen Beziehungen, die – so konstatierte ein Teilnehmer – in Anbetracht der gemeinsam erreichten Aufarbeitung eigentlich viel besser sein müssten.

Der anschließende Vortrag von LARS LÜDICKE (Deutsche Gesellschaft) war dem ehemaligen Berliner Oberbürgermeister und Präsidenten des Senats der Freien Stadt Danzig Heinrich Sahm gewidmet. Unter dem Titel *Ein politisches Leben in Danzig und Berlin*



Marcel Pauls, der Vorsitzende des Bundes der Danziger, begrüßt die Tagungsgäste.



Diskussion mit Hans-Jürgen Bömelburg

zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus führte Lüdicke – ein ausgewiesener Kenner der deutschen Außenpolitik der 1920er und 1930er Jahre – in die komplexe Biografie von Heinrich Sahn ein. Er setzte dessen Leben und Wirken ins Verhältnis zu anderen Vertretern der im Kaiserreich sozialisierten Funktionselite des NS-Staates, zum Beispiel zu Ernst Freiherr von Weizsäcker, dem langjährigen Staatssekretär im Außenministerium des Dritten Reiches. Lüdicke

weitere Forschung ebenso nötig wie erkenntnisversprechend.

In die Kunst- und Architekturgeschichte führte der folgende instruktive Vortrag von KATJA BERNHARDT (Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen in Nordosteuropa – IKGN e.V.) ein, den sie unter den Titel *Romantische Verklärung, ideologische Vereinnahmung oder denkmalpflegerische Sorge? Die Rekonstruktionen des Schlieffhauses in Danzig/Gdańsk und auf der Pfaueninsel (Potsdam)* stellte. Den wenigsten Besucherinnen und Besuchern der Pfaueninsel dürfte bewusst sein, dort ein bedeutendes Baudenkmal der Danziger Architekturgeschichte vorzufinden. Neben dem sehenswerten Gebäude ist auch seine lange Geschichte von Wiederaufbau, Rekonstruktion und seine Bewertung in den verschiedenen Epochen und politischen Systemen in Deutschland, Polen und Danzig spannend. Heute existiert die gotische Fassade des Hauses zweimal: im Original in Berlin und als Rekonstruktion in Danzig.

Für den folgenden Beitrag *Danzig und die Danziger im Blick von Ost-Berlin* konnten die Veranstalter den DDR-Bürgerrechtler und Autor WOLFGANG TEMPLIN gewinnen. Sein Vortrag stand in engem und ergiebigem Zusammenhang zu den Ausführungen von Chwin am Vorabend: »Wir – die DDR-Bürgerrechtler – kannten die Danziger Solidarność-Akteure.« Sie seien Vorbild, Partner und Freunde gewesen. Templin stellte unter Bezug auf die gegenwärtige Situation in Europa den besonderen Wert von Demokratie, Freiheit und Frieden heraus, der untrennbar mit der Geschichte Danzigs und Berlins verbunden sei.

Im letzten Vortrag des Tagungsprogramms nahm ANNA SCHULTZ (Akademie der Künste) die Gäste humorvoll mit auf Daniel Chodowieckis Reise von Berlin nach Danzig 1773. Neben den entsprechenden Grafiken Chodowieckis konnte sie diesen Weg mit Bildern einer Forschungsreise illustrieren, die sie mit Studenten auf demselben Wege auf den Spuren des Künstlers unternommen hat. Der Kupferstecher, Grafiker und Illustrator steht für die enge kulturelle Verbindung von Danzig-Berlin, so dass der Vortragstitel *Daniel Chodowiecki – eine Danziger und Berliner Epochengestalt* keineswegs überzogen schien. Sein umfangreiches Werk liegt in vielen Museen der Welt, und er wird in immer wieder neuen Publikationen gewürdigt.

»Diese zwei Tage haben gezeigt, dass es eine vielfältige Verflechtungsgeschichte zwischen Danzig und Berlin gibt. Es gibt noch viel zu entdecken. Eine weitere Beschäftigung lohnt sich!« So bilanzierte BENNET BRÄMER vom Bund der Danziger die Tagung in seinen abschließenden Worten. Zugleich kündigte er eine für das Frühjahr 2023 geplante digitale Tagungspublikation an und dankte nochmals ausdrücklich den Veranstaltungspartnern sowie dem Bundesministerium des Innern und für Heimat für die Förderung der Tagung.

Vincent Regente



Stefan Chwin bei seinem Vortrag

bilanzierte: »Ohne Zweifel – Heinrich Sahn ist eine Schnittstellenfigur, in der sich nicht nur Elemente der Geschichte Danzigs und Berlins repräsentieren, sondern auch Entwicklungen des Kaiserreichs, der Weimarer Republik und des NS-Staates aufzeigen lassen.«

Ein Höhepunkt der Tagung war der in polnischer Sprache gehaltene (und von Magdalena Oxford simultan übersetzte) abendliche Festvortrag des Schriftstellers STEFAN CHWIN. Seine Ausführungen stellte er unter den Titel *Danzig als ‚Hauptstadt‘ des aufbegehrenden Polen: Solidarność als Hoffnung für die Menschen in Polen, Berlin und Europa*. In seinen autobiografisch geprägten Ausführungen diskutierte er die Frage, warum ausgerechnet Danzig zur »informellen Hauptstadt des aufständischen Polen« werden konnte. Es sei schließlich die für Polen sowie den gesamten Ostblock einmalige Verbindung verschiedener Faktoren gewesen, die ausgerechnet in Danzig den Beginn des Endes der kommunistischen Herrschaft eingeläutet habe: ein intellektuelles und studentisches Milieu, das sich gemeinsam mit den oppositionellen Arbeitern in den freien Gewerkschaften organisiert habe.

Am Vormittag des zweiten Konferenztages folgten zunächst viele Teilnehmer der Einladung zum Gottesdienst der Zwölf-Apostel-Kirchengemeinde. Im Anschluss führte der polnische Historiker JAN DANILUK auf eine ebenso fundierte wie humorvolle Weise durch



Blick ins Plenum

FOTO: BERNHARD KOLB

Schutz der Natur an der unteren Weichsel

Der Westpreußen-Kongress 2022

Vom 23. bis zum 25. September fand in der Wareндorfer Tagungsstätte DEULA der diesjährige Westpreußen-Kongress statt. Dabei bildete *Das Westpreußische Kapitel der neueren Umweltgeschichte* das thematische Zentrum der Vorträge und Diskussionen.

Ein wichtiges Motiv für die Wahl dieses Gegenstandes bildete – wie der Tagungsleiter Prof. Dr. ERIK FISCHER in seiner Einführung erläuterte – der Todestag von Hugo Conwentz, der sich am 12. Mai zum 100. Male geöhrt hatte. Der aus Danzig stammende Conwentz war 1880 zum ersten Direktor des WESTPREUSSISCHEN PROVINZIALMUSEUMS in Danzig berufen worden und wurde zu einem entscheidenden Initiator des deutschen (späterhin auch des europäischen) Naturschutzes, weil es ihm gelang, die Einrichtung einer STAATLICHEN STELLE FÜR NATURDENKMALSPFLEGE in Preußen zu erreichen: Sie wurde 1906 geschaffen und von ihm als staatlichem Kommissar zunächst von Danzig, dann von Berlin aus hauptamtlich geleitet.

Dieses Gedenkjahr bot mithin einen willkommenen Anlass für eine Kongress-Thematik, deren drängende Aktualität unübersehbar ist, deren Perspektiven sich deshalb auch nicht allein auf die Gründerfigur Conwentz fokussieren sollten. Das zugrunde liegende Konzept ließ sich anhand der einzelnen Komponenten der Titelformulierung erläutern:

→ »Schutz der Natur« ruft noch nicht den »fertigen« Begriff »Umweltschutz« auf, sondern deutet die Offenheit an, mit der Strömungen in Wissenschaft und Politik im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts versuchen, auf die zunehmenden, vornehmlich durch die Industrialisierung hervorgerufenen Gefährdungen und Schädigungen der Natur zu reagieren.

→ Die geographische Bezeichnung »an der unteren Weichsel« signalisiert, dass auch die Geschichte und Gegenwart der polnischen Aktivitäten des Naturschutzes in dieser Region, die Auswahl und Einrichtung von »Naturschutzgebieten« bzw. »Nationalparks«, ausführlich zur Sprache kommen sollen.

→ Dass von einem »westpreußischen Kapitel« der Umweltgeschichte gesprochen wird, ist einerseits geographisch, andererseits aber auch politisch begründet, weil es 1879 den deutschen Akteuren dezidiert darum ging, die wieder selbstständig gewordene Provinz »Westpreußen« als eigenständigen Natur- und Kulturraum zu fassen. Schlüsselwörter für dieses Bemühen bilden die Begriffe »Inventarisierung« und »Landesdurchforschung«.

→ Die Einbettung des westpreußischen Kapitels in die Umweltgeschichte öffnet schließlich die Perspektive auf die – um 1970 erfolgte – Ausweitung des Naturschutzes zum Umweltschutz und auf die heutigen historiographischen Ansätze der »Umweltgeschichte«. Damit rückt zudem Umweltschutz seit 1990 als eine europäische Thematik in den Blick, die gerade auch als Gegenstand grenzüberschreitender Partnerschaftspolitik zu erörtern ist.



Prof. Dr. Klaus Lehmann

FOTO: URSULA ENKE

Angesichts der unausweichlichen Notwendigkeit, zunächst eine Verständigung über die schillernde, oft widersprüchliche Bedeutung des Begriffs »Natur« herbeizuführen, übernahm Prof. Dr. KLAUS LEHMANN, Sankt Augustin, in seinem Eröffnungsvortrag unter dem Titel »Natur« als Diskursfragment die Aufgabe, »Historische und aktuelle Beobachtungen zum Sprechen über »Ökologie« anzustellen. Aus sprachwissenschaftlicher Perspektive, so

vermittelte er zu Beginn, erhält »Natur« in einem Geflecht von verwandten und entgegengesetzten Begriffen seine spezifische inhaltliche Aufladung. Diese allgemeinen wissenschaftlichen Vorbe-merkungen gewannen für die Zuhörerinnen und Zuhörer unmit-

telbare Anschaulichkeit durch die nachfolgenden Betrachtungen zu *Pfisters Mühle* von Wilhelm Raabe. In dieser Erzählung aus den Jahren 1883/84, die als erstes deutschsprachiges literarisches Zeugnis von Umweltverschmutzung gelten kann, treten von Beginn an zwei Naturbegriffe zueinander in Konkurrenz: Auf der einen Seite steht, so der textanalytische Befund von KLAUS LEHMANN, die Vorstellung einer vom Menschen unberührten Natur, die im Verlaufe der Erzählung immer stärker moralisches Gewicht gewinnt, auf der anderen Seite der Gedanke eines wissenschaftlichen Fortschritts, der künstlich in die natürlichen Prozesse eingreift, sie gestaltet oder auch auf chemischem Wege verändert.

Wie diese konträren Vorstellungen von »Natur« die Diskussionen bis heute prägen, war Gegenstand der anschließenden eindrücklichen Darlegungen. Je nach historischem Zusammenhang gewinnen sie kritisch emanzipatorische, konservative oder auch normierend autoritäre, mitunter gar rassistisch-völkische Implikationen. Der Vortrag endete mit dem Gedanken, in dem Begriff der »Nachhaltigkeit« eine alternative, möglicherweise bessere Bemessensgrundlage jenseits der konkurrierenden Naturvorstellungen zu suchen. Auf diese Weise ließen sich gesellschaftliches Handeln und ökologische Stabilität in einer langfristigen Perspektive zu einem Ausgleich bringen.



Dr. Hans-Werner Frohn

Am Samstag, dem 24. September, bot zunächst Dr. HANS-WERNER FROHN, Königswinter, der Wissenschaftliche Leiter der Stiftung Naturschutzgeschichte, grundlegende Informationen über *Hugo Conwentz und den historischen Kontext dieser »Gründerfigur«*. Er lud seine Zuhörerinnen und Zuhörer zu einer biographischen Reise ein, die in Danzig begann, über Breslau und Göttingen dorthin zurückführte und schließlich – mit Ausflügen in die preußischen Provinzen und

nach Bern – für lange Zeit Halt in Berlin machte. Auf diesem Wege wurden beispielsweise die grundlegenden Begriffe aus dem – methodisch höchst einflussreichen – *Forstbotanischen Merkbuch für Westpreußen* (1900) erschlossen; und, ausgehend von der Denkschrift *Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung* aus dem Jahr 1904, fanden die Prozesse, die letztlich zur Einrichtung des staatlichen Naturschutzes in Preußen führten, ebenso ausführliche Berücksichtigung wie die ab 1906 einsetzende Entwicklung der wissenschaftlichen und administrativen Verfahren für die Arbeit der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalspflege.

Über die kritischen Argumente, die aus Kreisen des zivilgesellschaftlichen Naturschutzes gegen die Intentionen jener Staatlichen Stelle vorgebracht wurden, und Conwentz' problematischen Rückzug von internationalen Kooperationsangeboten auf die Bestimmung des Naturschutzes als einer »nationalen Pflicht« gelangte der Referent zu einem ambivalenten Resümee: Ohne die innovatorischen Leistungen der »Gründerfigur« in Abrede stellen zu wollen, wies er darauf hin, dass das institutionelle Ergebnis der Bemühungen letztlich eine »Fehlgeburt« gewesen sei, weil sich der Schutz von Natur und Landschaft mit nahezu ausschließlich ehrenamtlich tätigem Personal nicht hätte gewährleisten lassen. So sei Conwentz im Grunde – mit einer Formulierung von Hans Klose, einem seiner früheren Assistenten – ein »General« gewesen, dem es letztlich an Truppen fehlte.

In seinem anschließenden Vortrag über »*Inventarisierung*« und »*Durchforschung*« bemühte sich der Tagungsleiter, der als »Lückenbüßer« ein Referat übernommen hatte, »Hugo Conwentz bei der Arbeit« zu beobachten. Dabei richtete er sein Augenmerk ausdrücklich auf die westpreußische Phase seines Wirkens. Dazu zog er zunächst die Berichte des im März 1878 gegründeten WESTPREUSSISCHEN BOTANISCH-ZOOLOGISCHEN VEREINS ZU DANZIG heran, dem Hugo Conwentz, zu dieser Zeit noch als Assistent in Breslau beschäftigt, bereits als Gründungsmitglied angehörte. In diesem Kontext schilderte der Referent einerseits die Selbstbeschreibung des Vereins sowie die Konflikte, die das Herauslösen eines eigenen westpreußischen Verbandes aus dem bis dahin einheitlich Preußischen Botanischen Verein hervorrief; andererseits vermittelte er einen Eindruck von der Fülle und Dichte der Forschungsaktivitäten, die von einer erstaunlich großen Zahl der Mitglieder mitgetragen wurde.

Sodann wandte er sich den pädagogisch und didaktisch fundierten Bemühungen zu, mit denen der Direktor des Provinzialmuseums viele Gremien von den Ideen des Naturschutzes zu überzeugen und sie als Multiplikatoren für die Weiterverbreitung zu gewinnen suchte. Parallel dazu sorgte Conwentz dafür, dass in jedem Klassenraum von ihm konzipierte Schautafeln aufgehängt wurden und Schulen möglichst eine Sammlung anlegten, damit die Schüler konkretes Anschauungsmaterial zur Verfügung hätten. Angesichts dieses unermüdlichen Engagements, bei der Bevölkerung die Faszination für die Natur der Provinz Westpreußen zu wecken, alle Menschen zu aufmerksamen Beobachtern – und Wächtern – zu machen und derart die Heimatliebe fest zu verankern, zog der Referent den Schluss, dass Conwentz auf der Ebene des preußischen Staates wohl ein »General ohne Armee« gewesen sein mag, dass er als passionierter Westpreuße aber für seine Sache höchst erfolgreich quasi eine *Levée en masse*, eine Rekrutierung aller Bürger, betrieben habe.

Am Nachmittag stand eine Exkursion nach Warendorf auf dem Programm. Die in zwei Gruppen aufgeteilten Teilnehmer hatten dabei umschichtig jeweils die Möglichkeit, einerseits das Westpreußische Landesmuseum zu besuchen – dort lief zu dieser Zeit unter dem Titel *Mit Merkbuch, Denkschrift, Kamera* eine Ausstellung, die »zwei Pionieren des Naturschutzes in Preußen«, und zwar Hugo Conwentz und Hermann Reichling, gewidmet war – und andererseits Einblicke in ein konkretes Naturschutzprojekt der Stadt zu gewinnen: Bei einer Führung erläuterte PETER PESCH, der Leitende Baudirektor von Warendorf, das Vorhaben der »Neuen Ems«, dessen Name in gewisser Weise irreführend sei, weil es eigentlich um die Rückführung des Flusses in sein altes Flussbett – und somit eher um die »Alte Ems« – gehe.

An markanten Punkten des Innenstadtbereichs zeigte der Leiter des Bauamts anschaulich, welche zahlreichen positiven Effekte zu erzielen sind, wenn im Rahmen dieser Maßnahme durch eine Laufverlängerung der Ems, eine Aufweitung des Gewässers und die Herstellung von Sekundärauenbereichen erreicht werden: Die Renaturierung der Ems vermag den Hochwasserschutz für die ge-



Prof. Dr. Erik Fischer



Ltd. BauD Peter Pesch

samte Innenstadt zu fördern, den Fluss und den Emssee ökologisch zu verbessern, die ökologische Durchgängigkeit wiederherzustellen und den Bürgern Möglichkeiten einer Naherholung in einem naturnahen Lebensraum zu eröffnen.



Brygida Gawron-Strazzer

Nach diesem Ausflug in die sozusagen handgreifliche Praxis eines kommunalen Projektes bot der abendliche Vortrag von BRYGIDA GAWRON-STRAZZER, Elbing, der das Programm dieses Tages beschloss, einen Einblick in die aktuelle Praxis des Naturschutzes in Polen, denn er widmete sich den *Naturschutzgebieten in der Woiwodschaft Pomorze* (d. h. im nördlichen Teil der ehemaligen Provinz Westpreußen). Da die Referentin in diesen Gebieten selbst

über langjährige Erfahrungen mit der Begleitung und Führung von Reisegruppen verfügt, konnte sie mit ihren Schilderungen die sehr unterschiedlichen, selbst noch jeweils spezielle Reserverate umfassenden Naturschutzgebiete – die von Hela über die Dreistadt und die Kaschubei bis zur Elbinger Höhe und Frischen Nehrung reichen – detailliert vorstellen. Dabei gab sie differenzierte Hinweise auf die Eigenheiten der Parks und Landschaftsformationen sowie auf die Fauna und Flora, insbesondere auf die besonders seltenen und schützenswerten Tiere und Pflanzen. Diese abwechslungsreichen Ausführungen hinterließen nicht zuletzt auch deshalb einen starken Eindruck, weil sie von einer Fülle faszinierender, professionell aufgenommener Naturfotografien begleitet wurden.

Am Sonntagvormittag setzte Dr. ADRIAN MITTER, Toronto, die Programmfolge fort; in seinem virtuellen Vortrag sprach er über das Thema *Kampf um die Weichsel? Ein Fluss und seine Ufer zwischen Danzig, Deutschland und Polen (1840–1945)*. Seine PowerPoint-Präsentation begann mit dem Jahrhundertereignis des Weichseldurchbruchs, der sich 1840 in der Nähe von Schiewenhorst ereignete und einen entscheidenden Impuls für jahrzehntelange Bemühungen um die Regulierung des Stroms gab; denn weder der Durchbruch noch der spätere Durchstich der Weichsel (1895) vermochten deren Delta vor Hochwasser zu schützen.

Ein regelrechter »Kampf« um den Fluss entbrannte dann anscheinend unausweichlich aufgrund der 1920 umgesetzten Bestimmungen des Versailler Vertrages; denn das Weichselufer war nun fast vollständig polnisch geworden, während das Weichseldelta fast ausschließlich auf Danziger Gebiet lag. Differenziert schilderte der Referent die wirtschaftlichen, politischen, juristischen und nicht zuletzt ideologischen Motive, von denen sich die Anrainerstaaten leiten ließen und die naturgemäß zu mannigfachen Konflikten führten. Er berichtete aber auch von der Einrichtung und Struktur des »Rats für den Hafen und die Wasserwege der Freien Stadt Danzig«, des »Hafenrats«, der die Aufgaben der preußischen Strombauverwaltung übernahm und der zu einer Kooperation zwischen Danzig und Polen führte, weil es hier tatsächlich gelang, der gemeinsamen Arbeit für den Hochwasserschutz einen höheren Rang als politischen Eitelkeiten einzuräumen.

Den abschließenden Vortrag des Kongresses hielt Prof. Dr. BETTINA SCHLÜTER, Bonn, die, von einer genauen Conwentz-Lektüre ausgehend, die historische Perspektive auf die Gegenwart hin öffnete. Ihr Thema lautete: *Vom Naturdenkmal der westpreußischen Eibe zum Biosphärenreservat Tucheler Heide. Die Entfaltung von Konzepten zum Schutz von Natur und Umwelt*. Die frühen, archäologisch, paläontologisch und botanisch



Prof. Dr. Bettina Schlüter

geprägten Schriften von Hugo Conwentz dokumentierten, so legte sie zu Beginn dar, den gedanklichen Ursprung, aus dem später die nationalen Bemühungen um Naturschutz erwachsen sollten: So, wie die Zeugnisse historischer Kulturleistungen Westpreußens bewahrt und gepflegt werden, so sollten auch bedrohte Bestände der alten Naturlandschaft unter »Natur-Denkmalerschutz« gestellt werden.

Der Vortrag spannte sodann einen Bogen von Conwentz' programmatischen Impulsen über die nach dem Zweiten Weltkrieg initiierten internationalen Abkommen und Programme (wie das Weltnaturerbe-Programm der UNESCO) bis zu den Bemühungen und Herausforderungen der Gegenwart. Auf einleuchtende Weise rekonstruierten die Ausführungen dabei den Weg, auf dem sich Naturschutzmaßnahmen im Wissen um ökologische Zusammenhänge in ihren Dimensionen immer weiter ausdehnten. Kennzeichnend für diese Entwicklung ist, womit die Referentin zum Ausgangspunkt ihres Vortrages zurückkehrte, das Schicksal des Eiben-Bestandes der Tucheler Heide: Das Waldgebiet, für dessen Erhalt als »Naturdenkmal« sich Conwentz gegen Ende des 19. Jahrhunderts erfolgreich einsetzte, ist mittlerweile eingebettet in ein 3.200 km² umfassendes Biosphärenreservat – und damit Teil eines der jüngsten Umweltschutzprojekte auf europäischem Boden.

Die angeregte Schlussdiskussion, aber auch die Antworten auf die – wiederum über eine Online-Befragung erhobene – Evaluation zeigten, dass die Teilnehmer die Kongress-Thematik als lohnend empfanden und auch die konkrete Durchführung ihren Erwartungen entsprechen konnte. – Die Vorträge des Kongresses werden im Jahrgang 71/72 des *Westpreußen-Jahrbuchs* möglichst schon im Jahr 2023 veröffentlicht.

✉ Joanna Szkolnicka

AUS DEM INNENLEBEN DES DEUTSCHEN ORDENS

Ein spannendes „Lesebuch“ von Bernhart Jähmig

DER AUTOR HAT SICH UND UNS zu seinem 80. Geburtstag ein Geschenk gemacht, indem er ältere Aufsätze überarbeitet und ergänzt hat und in neuem Gewand vorlegt. Er bringt den neuesten Kenntnisstand entsprechender Themen und zeigt, dass Forschungsinteresse und Bereitschaft zur Kommunikation über den engsten Forschungskreis hinaus bei ihm keineswegs erloschen sind. Dafür ein herzlicher Dank!

Seit seiner Dissertation über den Prierbruder des Deutschen Ordens, Erzbischof von Riga und Bischof von Lüttich Johann von Wallenrode (1968) ist er der Deutschordensgeschichte treu geblieben. Erleichtert wurde dies durch die Tätigkeit am ehemaligen Staatsarchiv Königsberg, zuerst im STAATLICHEN ARCHIVLAGER in Göttingen, dann eingegliedert in das GEHEIME STAATSARCHIV PREUSSISCHER KULTURBESITZ Berlin. Das bedeutete, dass sein Interesse regional einen großen Raum umfasst, wie die Verbreitung des Deutschen Ordens auch. Der vorliegende Band spiegelt dies eindrucksvoll wider.

Der Band ist nicht regional gegliedert, sondern sachlich: »Zur Verfassung und Verwaltung«, »Persönlichkeiten und Personengruppen im Orden«, »Örtlichkeiten des Ordens im Preußenland« lauten die Gliederungsvorgaben. Unter dieser Sachgliederung finden sich 16 Beiträge, in deren erster Anmerkung stets der Erstdruck angegeben ist. Eine ganz wesentliche Besonderheit dieses Bandes ist jedoch, dass es sich nicht um einen reinen Abdruck älterer Beiträge handelt, sondern dass der Autor sich mit den Themen und der seit der Erstveröffentlichung erschienenen Literatur erneut auseinandergesetzt hat.

Schon bei den Titeln der Beiträge ist leicht zu erkennen, dass der Buchtitel eher etwas tiefstapelt, denn die Arbeiten enden keineswegs an den Grenzen des preußischen Ordensterritoriums, sondern schließen sehr wohl den Ordenszweig in Livland wie den im Deutschen Reich ein, auch wenn der Schwerpunkt auf Preußen liegt. Das zeigt bereits der erste Beitrag über die stauerzeitlichen Anfänge des Ordens. Er

belegt gleichzeitig die ungeheure Belesenheit des Autors, der neue Literatur bis 2020, bis zur Drucklegung des eigenen Bandes, verarbeitet hat. Die darin erkennbare Quellen- und Literaturkenntnis, verbunden mit einem umwerfenden Gedächtnis, ist immer aufs Neue bewunderns- und beneidenswert.

Einen ähnlichen Überblick gibt der zweite Beitrag über den Entwicklungsstand der Deutschordensherrschaften in Preußen und Livland in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Dabei hat sich der Rezensent erneut festgelesen, obwohl er die Erstfassung kannte. Das liegt am weiten Blickwinkel des Autors und an seiner Schreibweise. Sie ist wissenschaftlich, doch im Vorwort nennt er auch die sprachliche Intention: Er wollte ein »Lesebuch« schaffen. Das ist ihm voll gelungen.

Wie spielte sich im 14. Jahrhundert Diplomatie ab? Waren es die Herrscher in persönlicher Begegnung oder deren Gesandte, die wesentlich zur politischen Entwicklung beitrugen? Dem geht Jähmig in seinem Beitrag über Kaiser Karl IV. und Hochmeister Winrich von Kniprode nach – haben sie sich persönlich getroffen? –, wobei er wieder ein Beispiel dafür liefert, wieviel ein genaues Herrscheritinerar zum Erkenntnisgewinn historischer Vorgänge beiträgt.

Die Chronik Johanns von Posilge wird untersucht auf ihre Aussagen zu Innenpolitik und Verwaltung des Ordenslandes Preußen. Dabei werden auch wichtige Erkenntnisse zur Chronik selbst erarbeitet.

Welche Auswirkung hatte der Tod von über 200 Ordensbrüdern in der Schlacht

von Tannenberg 1410? Es war nicht nur der Hochmeister gefallen, sondern auch ein großer Teil der führenden Amtsträger des gesamten Landes. Daher mussten fast die gesamten Leitungsfunktionen innerhalb Preußens einschließlich Mitarbeiterstab neu besetzt werden. Wieviel an Know-how mag dabei unwiederbringlich verlorengegangen sein?

Das leitet über zum großen Komplex der Untersuchung von Personen und Gruppen im Orden. Die Hochmeister des 14. Jahrhunderts brachten u. a. der Marienburg ein höfisches Leben wie an anderen Fürstenhöfen, machten aber auch Königsberg als Ausgangspunkt der Feldzüge gegen Litauen zu einem wichtigen Zentrum. Am Beispiel des Thorner Komturs Dietrich von Brandenburg wird die Bedeutung prosopographisch vertiefter Untersuchungen erkennbar. Die Leiter der Hochmeisterkanzlei 1309–1457 spielten natürlich eine wichtige Rolle in der Politik des Ordenslandes. Mit Erzbischof Johann von Wallenrode wendet Jähmig sich erneut dem Dissertationsthema zu. Mit dem Bischof von Kulm Johannes Trunzmann, dem Thorner Pfarrer Andreas Pfaffendorf und dem Hochmeisterkaplan Andreas Santberg als Diplomat werden weitere bedeutende Persönlichkeiten vorgestellt, womit die wichtige Rolle der Ordenspriester erkennbar wird.

Im letzten Komplex stehen Elbing, Graudenz, Bütow, Tuchel, Berent und Danzig im Zentrum – Städte ganz unterschiedlicher Größe mit unterschiedlichen Problemen: die Sakraltopographie, die Stadtgründungsurkunde mit ihren Bestimmungen, eine Kleinstadtsituation neben der großen Fernhandelsstadt.

Abgeschlossen wird der Band von einem Quellen- und Literaturverzeichnis für alle Beiträge und einem Personen-, Orts- und Sachregister (Bücher ohne Register sollten verboten werden). Insgesamt ein äußerst lesenswertes Buch. **st** Udo Arnold



Bernhart Jähmig

Zum Innenleben des Deutschen Ordens in Preußen. Ergänzende Beiträge zum 80. Geburtstag in Auswahl

(Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens 45)

Münster: Nicolai-Copernicus-Verlag 2021
XX, 409 S., Hardcover

Beauftragte in schwierigen Zeiten

Natalie Pawlik im Interview

Russlands Krieg gegen die Ukraine, Diskriminierung deutscher Schüler in Polen – die Lage, in der Natalie Pawlik MdB das Amt der Beauftragten der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten angetreten hat, kann gewiss nicht als leicht bezeichnet werden. Im Interview mit Tilman A. Fischer spricht die 1992 im sibirischen Wostok geborene Sozialdemokratin über ihre Positionen, persönliche Anliegen und die Erfahrungen der ersten Monate im Amt.



Natalie Pawlik, Beauftragte der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten

Frau Pawlik, Sie sind als russlanddeutsche Spätaussiedlerin nach Deutschland gekommen. Gibt es einen konkreten biographischen Moment, von dem Sie rückblickend sagen würden, dass Ihnen die Zugehörigkeit zur gesellschaftlichen Gruppe der Aussiedler erstmals explizit bewusst geworden ist?

Dadurch, dass ich meinen Großvater noch kennengelernt habe, dessen Biographie sehr von den Kriegsfolgen geprägt war, war das Schicksal der Russlanddeutschen immer ein Thema in unserer Familie. Wir haben – zumal aufgrund der Traumatisierung meines Großvaters – immer offen über diese Geschichte gesprochen. So richtig ist mir in der Grundschule bewusst geworden, dass wir zu einer besonderen Gruppe gehören: Ich wohnte in einem Aussiedlerwohnheim – andere Mitschüler in »normalen« Häusern oder Wohnungen. Dass wir irgendwie anders sind, wurde ab diesem Zeitpunkt immer deutlicher. Außerdem hatte ich in meiner Biographie immer wieder Phasen – zum Beispiel als Teenager –, in denen ich mehr mit russischsprachigen Menschen zu tun hatte und dadurch natürlich auch in Identitätskonflikte gekommen bin.

Wann wurden diese Erfahrungen und Zusammenhänge für Sie als Politikerin relevant?

Seit dem »Fall Lisa«, im Jahr 2016, habe ich angefangen, mich sehr offensiv mit Aussiedlerpolitik zu befassen, weil es mich sehr geärgert hat, wie zu der Zeit in den Medien über Russlanddeutsche berichtet wurde. Eine ganze Gruppe wurde damals in ein negatives Licht gerückt. Es hat mich wütend gemacht, dass nicht die Vielfalt der russlanddeutschen Community, die Vielen, die sich engagieren und Teil dieser Gesellschaft sind, im Fokus standen, sondern die Russlanddeutschen immer nur in einem negativen Kontext dargestellt wurden. Das wollte ich damals nicht zulassen, und so habe ich begonnen, mich intensiv mit Aus-

siedlerpolitik und den Herausforderungen der Community zu beschäftigen.

Welche Erfahrungen haben Sie in den Jahren als Jugendliche und junge Politikerin mit den Selbstorganisationen der Deutschen aus Russland gesammelt?

Als Jugendliche war ich in der Tanzgruppe *Internationaler Club Bad Nauheim* aktiv – zusammen mit Menschen aus unterschiedlichen Nationen, darunter viele Russischsprachige: jüdische Kontingentflüchtlinge und Russlanddeutsche. Hierüber kam ich zur Deutschen Jugend aus Russland (DJR), dort habe ich recht früh begonnen, Theater zu spielen und an Jugendprojekten teilzunehmen. Seit 2016/17 bin ich auch Mitglied bei der *Deutschen Jugend aus Russland* in Hessen. Dort habe ich im Rahmen der politischen Bildungsarbeit als Referentin und Teilnehmerin mitgewirkt. Im Rahmen meiner neuen Aufgabe als Beauftragte der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten arbeite ich sehr eng mit den Selbstorganisationen, den Vereinen und Landsmannschaften der verschiedenen Aussiedlergruppen zusammen. Dieser enge Austausch und der regelmäßige Kontakt sind mir auch sehr wichtig.

Nun ist das Verhältnis Ihrer Partei zu den organisierten Vertriebenen und Aussiedlern historisch nicht spannungsfrei. Wie reagierte man in den Reihen der SPD auf Ihr Engagement?

In der SPD wurde es immer sehr positiv wahrgenommen, dass ich mich als Russlanddeutsche in der Partei engagiere. Zugleich habe ich immer versucht, innerhalb der Partei einen Zugang zu aussiedlerpolitischen Themen zu organisieren und für gegenseitiges Verständnis zu sorgen und Menschen zusammenzubringen. Es ist natürlich immer herausfordernd, in der SPD – wie auch in den anderen Parteien – ein Bewusstsein für aussiedler- und vertriebenenpolitische Fragen zu schaffen, da diese oft als Nischen-

themen abgestempelt werden. Dennoch konnte ich immer wieder offene Türen einrennen. Was mich jedoch aufgebracht hat, war, wenn ich auch aus den eigenen Reihen Kommentare über »die Russlanddeutschen«, die als »die Russen« oder »die AfD-Wähler« bezeichnet wurden, gehört habe. Ich sehe es als meine Aufgabe an, dafür zu sorgen, das Wissen über die Anliegen und die Geschichte von Aussiedlern und Vertriebenen weiterzutragen und dafür zu sorgen, dass Vorurteile abgebaut werden.

Und wie sieht es umgekehrt aus: Wie werden Sie als sozialdemokratische Fachpolitikerin von den Zielgruppen wahrgenommen?

Bei meiner Tätigkeit geht es vordergründig um die Anliegen der Angehörigen der nationalen Minderheiten, der deutschen Minderheiten und der verschiedenen Aussiedler- und Vertriebenen Gruppen. Da spielt meine Parteizugehörigkeit eine nebensächliche Rolle. Es freut mich aber natürlich, wenn es mir gelingt, innerhalb der Sozialdemokratie ein Interesse für die Themen der Vertriebenen und Heimatverbliebenen herzustellen, ebenso wie ich mich freue, wenn sich Vertriebene und Heimatverbliebene sozialdemokratischen Ideen öffnen. Tatsächlich hatten – etwa die deutschen Minderheiten in Mittel- und Osteuropa (MOE) sowie den Staaten der ehemaligen Sowjetunion – bisher wenige direkte Berührungspunkte mit der SPD. Nicht zuletzt, weil die Position des Aussiedlerbeauftragten lange Zeit konservativ besetzt war, aber auch, weil es in der SPD bisher keine große Gruppe gibt, die sich für die deutschen Minderheiten engagiert. Anfang November hatten wir aber bereits ein gutes Treffen zwischen der Spitze der SPD-Bundestagsfraktion und der *Arbeitsgemeinschaft der deutschen Minderheiten* (AGDM). Das sind Brücken, die ich gut bauen kann und bauen möchte, auch im Sinne der politischen Vielfalt und Überparteilichkeit in diesem Politikfeld.

Gibt es so etwas wie einen sozialdemokratischen Schriftzug, der in Ihrer Wahrnehmung des Amtes als Beauftragte der Bundesregierung deutlich werden könnte?

Ich setze Aussiedler- und Vertriebenenpolitik zum einen stark in den gesamtgesellschaftlichen Kontext. Das heißt, ich habe den Anspruch, nicht nur an die Geschichte zu erinnern, sondern tages- und sozialpolitische Bezüge herzustellen: Wie war der Integrationsprozess der Vertriebenen und Aussiedler? Welche strukturellen Hürden müssen sie und ihre Nachkommen auch heute noch meistern? Wie können sie dabei unterstützt werden? Was können wir aus der Geschichte der Aussiedler und Vertriebenen für die Gegenwart lernen, um die Aufnahme- und Integrationsprozesse zu verbessern und Vielfalt in unserer Gesellschaft zu stärken? Zum anderen habe ich einen sehr offenen Heimatbegriff: Für mich ist Heimat nicht diskriminierend, sondern inklusiv. Die Bundesrepublik Deutschland soll auch für Menschen Heimat sein, die woanders geboren wurden und woanders herkommen. Entscheidend ist die Frage, wie eine moderne, vielfältige Gesellschaft aussehen kann, in der Aussiedler sowie die deutschen Heimatvertriebenen und ihre Nachfahren ihre Identität und ihre Mehrsprachigkeit leben können und sie gesellschaftliche und soziale Teilhabe haben. Dabei geht es nicht zuletzt auch um Sichtbarkeit – als Teil der Gesellschaft.

Seit der Ernennung zur Aussiedlerbeauftragten hatten Sie bereits vielfältige Gelegenheiten, ihren Blick über die russlanddeutsche Gemeinschaft hinaus zu weiten. Welche Erfahrungen und Eindrücke sind dabei von zentraler Bedeutung?

Vor meiner Ernennung hatte ich noch keine enge Zusammenarbeit mit Teilen der Landsmannschaften oder den Selbstorganisationen der deutschen Minderheiten in MOE und der Gemeinschaft unabhängiger Staaten. Im Zuge meiner Ernennung habe ich aber natürlich zeitnah Kontakt aufgenommen und die meisten Akteurinnen und Akteure kennengelernt. So konnte ich zum Beispiel im Rahmen des Sudeten-deutschen Tages wichtige Vertreterinnen und Vertreter dieser Gruppe kennenlernen, und konnte beispielsweise bei meiner Reise nach Polen der deutschen Minderheit in Polen in ihrer Breite begegnen. Die Auseinandersetzungen mit der Frage des Heimatverlustes und das Ankommen in

einer neuen Heimat ähneln den Diskursen, die ich auch aus der russlanddeutschen Community kenne. Es gibt zahlreiche Gemeinsamkeiten zwischen den Gruppen, für die ich zuständig bin. Gleichwohl ist jede Gruppe in ihrer Geschichte, ihren Traditionen, ihren Arbeitsweisen und ihren Anliegen sehr individuell. Das finde ich spannend zu sehen. Auch meine Besuche bei den nationalen Minderheiten in Deutschland haben meinen Blick nochmal neu für die Geschichte und die Herausforderungen der einzelnen Gruppen geöffnet – mit allen Unterschieden und Gemeinsamkeiten. Am Ende geht es aber doch bei allen um Sichtbarkeit, Teilhabe, Chancen, ein Leben frei von Diskriminierung; und das verbindet, nach meiner Einschätzung, letztlich auch alle Gruppen miteinander.

Sowohl für die deutschen Heimatvertriebenen als auch für die Heimatverbliebenen stellt sich in diesen Jahren die Herausforderung des Erinnerungstransfers. Welche Perspektiven sehen Sie hier?

Es ist sehr wichtig, dass wir weiterhin erinnern. Deshalb sind Institutionen wie das Dokumentationszentrum in Opatowitz oder die ostdeutschen Landesmuseen wichtig, die die Geschichte weitertragen. Was ich aber auch betonen möchte: In Polen habe ich eine unglaublich lebendige Jugend der deutschen Minderheit erlebt – sie ist wahnsinnig aktiv. Dort engagieren sich sehr viele junge Menschen, die sich sowohl mit der Geschichte als auch mit der Gegenwart beschäftigen. Das finde ich sehr beeindruckend – und darum geht es eben gerade auch: Dass wir die junge Generation

mitnehmen, die dem Ganzen eine Zukunft gibt. Die Jugendarbeit zu stärken ist mir ein wichtiges Anliegen.

Umso fataler sind die Maßnahmen der polnischen Regierung gegen die deutsche Volksgruppe. Wie schätzen Sie deren menschenrechtliche Lage ein und welche Handlungsmöglichkeiten haben Sie?

Ich bin sehr erschrocken darüber, dass in Europa, in Polen wieder Diskriminierungen einer Minderheit stattfinden – und zwar so offensichtlich: Wenn einseitig bei der deutschen Minderheit der muttersprachliche Unterricht gekürzt wird, werden damit Kinder für parteipolitische Interessen in Sippenhaft genommen. Das bedeutet ganz konkret: Über 50.000 Kindern wird die Möglichkeit genommen, in muttersprachlichem Deutschunterricht Deutsch zu lernen. Es gehört zu unseren Aufgaben, der deutschen Minderheit in diesen Zeiten zur Seite zu stehen. Ich freue mich sehr, dass wir vor diesem Hintergrund 5 Millionen Euro im Bundeshaushalt 2023 für die außerschulische Sprachförderung der deutschen Minderheit in Polen verankern konnten. Gleichzeitig versucht die Bundesregierung auch, auf diplomatischem Wege dahin zu kommen, dass die Kürzungen zurückgenommen werden.

Blicken wir noch etwas weiter nach Osten, sind wir gegenwärtig mit besonders schwerwiegenden Fragen konfrontiert. Welche Auswirkungen hat der russische Überfall auf die Ukraine auf Ihren Arbeitsbereich?

Der russische Angriffskrieg auf die Ukraine wirkt sich stark auf meine Arbeit aus.



Natalie Pawlik bei der Eröffnung des Opatowitzer Dokumentations- und Ausstellungszentrums der Deutschen in Polen (DAZ) im September 2022, gemeinsam mit Andrzej Buła (l.), Marschall der Woiwodschaft Opatowitz, und Rafal Bartek (r.), dem Vorsitzenden des Verbandes der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen (VdG)

Einerseits gibt es dadurch starken Handlungsbedarf für die Heimatverbliebenen, also vor allem für die deutsche Minderheit in der Ukraine. Hier geht es um humanitäre Hilfe und die Unterstützung des Verbandswesens, aber auch um die Frage: Wie schaffen wir es, für Menschen, die sich für eine Umsiedlung nach Deutschland entscheiden, eine schnelle Aufnahme im Rahmen eines Härtefallverfahrens zu ermöglichen? Gleiches gilt natürlich für die deutsche Minderheit in Russland, die gegenwärtig massiven Repressionen ausgesetzt ist. Die Organisationskonten sollten gesperrt werden, und zum Teil wurden sie als Agentenorganisationen gehandelt. Gleichzeitig stellt der Wechselkurs die Finanzierung von Projekten der deutschen Minderheit in Russland vor große Herausforderungen. Andererseits passiert sehr viel innerhalb der russischsprachigen Community hier in Deutschland. Es ist allgemein bekannt, dass Putin versucht, auch im Ausland seine Narrative und Desinformationen zu verbreiten. Bei einigen wirkt das nach wie vor. Daher ist es eines meiner zentralen Anliegen, daran zu arbeiten, dass die Desinformationskampagnen nicht erfolgreich sind, sondern dass unsere Gesellschaft zusammenhält. Ich kämpfe dafür, dass Desinformationen ihre

Wirkung nicht entfalten können und trete dagegen an, dass Menschen völlig unbehelligt in Blasen der Desinformation unterwegs sind und sich dadurch von unserer Demokratie abkoppeln.

Wie kann das gelingen?

Zum Beispiel sind viele junge Menschen aus den Reihen der Spätaussiedler zuhause großen Konflikten ausgesetzt – oft mit ihren Eltern und Großeltern, die andere Informationen konsumieren. Diese Jugendlichen müssen in der Entwicklung von Kompetenzen unterstützt werden, um mit den Konfliktsituationen zurechtzukommen. Hier gilt es, ihnen im Rahmen der politischen Bildung Kommunikationsstrategien an die Hand zu geben, um auch zuhause unsere demokratischen Werte verteidigen und Falschinformationen widerlegen zu können. Gleichzeitig ist es natürlich auch wichtig, dass wir die politische und digitale Bildung auch für Erwachsene und ältere Menschen stärken.

Welche Bedeutung kommt den Organisationen der deutschen Aussiedler und Heimatvertriebenen in der Bewältigung der Lage zu? Wir haben ganz viele Vertriebenen- und Aussiedlerorganisationen, die bei der Aufnahme und der Unterbringung von

Geflüchteten Unterstützung leisten, Hilfspakete und Spenden gesammelt und in die Ukraine gebracht haben. Unter den Vertriebenen und Spätaussiedlern gibt es eine große Solidarität und ein tiefsitzendes Erschrecken darüber, dass so etwas in Europa wieder passiert ist. Ganz viele russlanddeutsche Organisationen haben sich klar öffentlich gegen diesen Krieg positioniert. Ich bin davon überzeugt, dass diese Stimmen wichtig sind. Gleichzeitig arbeiten auch die Selbstorganisationen daran, dass unsere Gesellschaft gerade in diesen Zeiten zusammenhält.

Was aber kann zuletzt getan werden, um den bedrängten Deutschen in Putins Reich zu helfen?

Für sie öffnen wir ebenfalls das Härtefallverfahren bei der Aufnahme. Ich bin im ständigen Austausch mit den Vertreterinnen und Vertretern dort, um zu sehen, wie wir sie weiterhin unterstützen können. Wir können ihnen Wege zeigen, Russland sicher zu verlassen. Gerade auch im Kontext der Mobilmachung durch Putin haben wir das Härtefallverfahren für Menschen aus Russland geöffnet. Aber auch der deutschen Minderheit stehen wir zur Seite und helfen, wo wir helfen können.

st

NACHRICHTEN

+++ Vorsitzender der Bischofskonferenz äußert sich zu Reparationsforderungen



FOTO: WIKIMEDIA, CC BY-SA 4.0

Mit Blick auf die Reparationsforderungen der polnischen Regierung gegenüber Deutschland hat Erzbischof Stanisław Gądecki hervorgehoben, dass die Thematik im Zusammenhang mit dem langjährigen Prozess der deutsch-polnischen Aussöhnung gesehen werden sollte. Der Versöhnungsprozess seit den 1960er Jahren habe weder die begangenen Verbrechen ignoriert noch die Opfer vergessen oder das erlittene Unrecht verschwiegen, so Gądecki. Vor allem im politischen Leben müssten Barmherzigkeit und Vergebung von Besonnenheit und Gerechtigkeit begleitet sein. Hierbei sei es »die Aufgabe der Kirche [...]«, die Menschen an die Werte der Umkehr, Vergebung und Versöhnung zu erinnern. Über die praktischen Formen der Wiederherstellung des Rechts zu entscheiden, sind die staatlichen Institutionen aufgerufen. Möge es daher unser gemeinsamer

Stanisław
Gądecki,
Erzbischof
von Posen

Wunsch sein, dass die beiden versöhnten Völker, Polen und Deutsche, ihren Blick auf eine bessere Zukunft richten«. NÖK/DW

+++ Grenzüberschreitende Zusammenarbeit im Rahmen des VII. Breslauer Kulturfestival

In der Zeit vom 9. bis zum 12. September 2022 fand eine Delegationsreise des Präsidiums des Bundes der Vertriebenen nach Breslau und Opatów statt.

Neue deutsche Diplomaten in der Republik Polen

Auf den 9. September 2022 hatte das Generalkonsulat Breslau zu einem Empfang geladen, der Gelegenheit bot, die »neuen« deutschen Diplomaten in Polen kennenzulernen. Bereits im Juli hatte in der Deutschen Botschaft in Warschau in der Nachfolge von Dr. Arndt Freiherr Freytag von Loringhoven Dr. Thomas Bagger das Amt des Botschafters übernommen. Im August erfolgte die Amtsübernahme des neuen Generalkonsuls in Breslau, Martin Kremer, und auch im Opatów Konsulat war mit Peter Herr eine Neubesetzung erfolgt.

Kulturfestival der deutschen Minderheit



FOTO: BDV

Rita Hagel-Kehl und Dr. Bernd Fabritius beim VII. Kulturfestival der deutschen Minderheit am Stand des INSTITUTS FÜR AUSLANDSBEZIEHUNGEN

Das Kulturfestival fand am 10. September in der Breslauer Jahrhunderthalle statt. Diese bot eine imposante Kulisse für ein Spektakel der Kultur und Verständigung, zu dem mehr als 3.500 Vertreter der deutschen Minderheit angereist waren, dazu mehr als 450 Künstler und eine Vielzahl an Gästen aus Deutschland und anderen Nachbarländern Polens. Erstmals war die Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen mit einem eigenen Stand beim Festival vertreten und begrüßte dort herzlich die Vorsitzende ihres Kuratoriums, Rita Hagl-Kehl, und ihren Stellvertreter, Dr. Bernd Fabritius. BdV/DW

Zum Jahresausklang 2022

Auch in diesem Jahr fällt es nicht leicht, den JAHRESAUSKLING mit einiger Unbefangenheit zu eröffnen. Dieses Beginnen wird sogar von Jahr zu Jahr schwieriger, weil die Probleme, mit denen wir konfrontiert werden, sich geradezu aufzutürmen scheinen und eher weitere Eskalationen denn eine allmähliche Beruhigung oder gar Besserung erwarten lassen. Die Lebensbedingungen werden zunehmend unsicher, und die Vorstellung, autonom handeln zu können, findet kaum noch einen Nährboden, weil sich die komplexe Wirklichkeit immer stärker unserem Verständnis entzieht.

Aus diesen Empfindungen heraus ergibt sich eine gewisse Scheu vor allzu stimmungsvollen weihnachtlichen Aufnahmen. Stattdessen soll hier das Bild der pittoresken Landschaft erscheinen, wie sie sich in einem strengen Winter an der Elbinger Weichsel einfangen lässt – und die dann doch mittelbar auch Erinnerungen an den »still und starr ruhenden See« wachruft, den Eduard Ebel zum Ausgangspunkt für die Vorfreude auf das baldige Weihnachtsfest wählt, oder auch an Emanuel Geibel gemahnt, der sich in seinem Gedicht »Hoffnung« angesichts der machtvollen Kräfte des Winters zuversichtlich auf die Gewissheit beruft, dass es »doch Frühling werden« muss.



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

im Sinne dieser Ermutigungen wollen wir für Sie nun zum Jahreswechsel ein umfassendes, vor allem gesundheitliches Wohlergehen erhoffen. Darüber hinaus danken wir Ihnen an dieser Stelle nochmals für Ihre Treue, die Sie unserer Zeitung auch 2022 gehalten haben, und nicht zuletzt wünschen wir Ihnen gerade in diesen Zeiten von Herzen ein gesegnetes Weihnachtsfest sowie einen guten Übergang in das neue Jahr 2023.

Ihre Redaktion des *Westpreußen*

Elbing—eine Hauptstadt der Weihnachtsbäckerei

Wie das jetzt duftet in den Bäckereien und Konditoreien unserer Stadt, wie da süßer Kuchen-duft bis auf die Straße dringt und jeden lockt, der vorübergeht oder in den Schaufenstern sich all das Schöne, Leckere anschaut, das da ausgestellt ist. In den Backstuben Elbings ist Hochbetrieb –

begeisterte sich die Elbinger Tageszeitung *Westpreussische Zeitung* drei Tage vor dem Heiligen Abend 1935. In den 1930er Jahren konnten die Elbinger ihre Einkäufe in rund 100 Bäckereien tätigen, an Konditoreien gab es etwa zehn; und dazu kam noch eine ansehnliche Zahl von Konfitüren-, Schokoladen- und Bonbongroßhandlungen.

Mannigfache süße Verführungen

Einen guten Ruf in der ganzen Provinz hatte die bereits 1899 gegründete Schokoladen-, Zuckerwaren- und Marzipanfabrik von Moritz Schmidt. In den 1930ern hatte die Firma drei Verkaufsstellen in der Stadt. Gerade vor Weihnachten herrschte eine große Nachfrage nach ihren Erzeugnissen, insbesondere nach Marzipan. Selbstverständlicherweise hatte die Firma hier eine große Konkurrenz. Von anderen Marzipanfabriken ist insbesondere das Unternehmen von Conrad Mahlke zu nennen, das im zweiten Dezennium des 20. Jahrhunderts über acht Filialen in Elbing, Danzig und Langfuhr verfügte. In einer Zeitungsanzeige aus dem Jahr 1913 wurden von ihm beispielsweise zwei Sorten Randmarzipan – »mit rheinischen Früchten« oder »mit Gelee und Schnittbohnen« –, aber auch Bruchmarzipan und Marzipan-Teekonfekt beworben. Neben vorzüglichen Konfitüren pries auch die **ELBINGER BONBON- UND ZUCKERWAREN-FABRIK** von M. Dieckert ihr Marzipan an.

Die gleichen verführerischen Süßwaren wurden in Elbing auch von der am Anfang des 19. Jahrhunderts von einem Schweizer gegründeten Konditorei **MAURIZIO** offeriert. Sehr gefragt waren auch diejenigen der Konditorei **TEUKE**. Ihr Besitzer hatte sich ein Ausschneidegerät patentieren lassen, durch dessen Einsatz er in der Lage war, täglich frische Marzipanfigürchen in großen Mengen liefern zu können. Besonders beliebt waren sie bei Kindern in der Vorweihnachtszeit oder zu Neujahr in der Form von Marzipanschweinchen als »Glücksbringer«. Teukes herausragende Firmenspezialität war ebenfalls Randmarzipan, auch Königsberger Marzipan genannt. Neben dem Handel belegten in jener Zeit zudem viele Gaststätten die große Verbreitung des Marzipan-Genusses; denn sie luden zu »Marzipanverwürflungen« ein, zu Lotterien, die in der Region auf große Resonanz stießen.

Außer dem Marzipan waren Pfeffer- und Honigkuchen die populärsten Weihnachts Süßigkeiten. Auch hier hatten die Naschkatzen eine große Auswahl – beliebt waren selbstverständlich die allgemein bekannten Kathrinen, die von der Thorner Firma

Gustav Weese hergestellt wurden. Verwöhnen konnte man sich aber auch z. B. mit Pfeffernüssen. Zu Weihnachten wurden Lebkuchenwaren in einer besonderen Form angeboten. So wirbt A. Teuke um 1925 beispielsweise für »allerliebste Knusperhäuschen mit Hexe, Hänsel und Gretel«.



Gebäude und Geschäftsräume der Konditorei MAURIZIO in der Mitte der Häuserzeile an der Schmiedestraße (Aufnahme aus dem Jahr 1926)

Offenbar gab es für Robert May in den 1920er Jahren Veranlassung, seinen Geschäftsraum in der Wasserstraße als historisches Kräutergewölbe zu dekorieren. (Dieses Foto wurde in seiner im Lastenausgleichsarchiv Bayreuth aufbewahrten Akte gefunden.)



Viele strebsame – und vor allem sparsame – Elbinger Hausfrauen fertigten weihnachtliche Backwaren aber eigenhändig an. Beihilflich konnte ihnen dabei ein Kochbuch sein wie dasjenige von Johanna Loh, das 1875 im Elbinger **NEUMANN-HARTMANN'SCHEN VERLAG** erschienen war. Johanna, eine geborene Devien, hatte 1842 den unternehmungslustigen Elbinger Hermann Eduard Loh geheiratet, der acht Jahre zuvor Besitzer des »Pariser Café-Hauses« in der Schmiedestraße 19 geworden war und dort bald auch ein Restaurant betrieb. 1847 verlegte er seine Konditorei in das neu erworbene Eckhaus zwischen dem Friedrich-Wilhelm-Platz und dem Mühlendamm; und als er einige Jahre später verstarb, übernahm seine Witwe die Geschäfte. Die Autorin verfügte somit über langjährige und vielfältige Berufserfahrungen, die sie für ihr »praktisches Kochbuch« nutzen konnte. Unter den etwa 1.600 Rezepten finden sich natürlich auch etliche für Weihnachts Süßigkeiten – von Randmarzipan oder »Naturelconfect« über »Bonbons mit Marzipanfüllung« bis zu vielerlei Pfeffernüssen oder Pfefferkuchen.

»May's guter Gedanke«

Bei der Zubereitung vom Pfeffer- beziehungsweise Leb- oder Honigkuchen waren unterschiedliche Gewürze unentbehrlich. Deren Zusammensetzung und Mischungsverhältnis variierten von Haus-

Vor diesem von Heinrich Lohmann erhellten Hintergrund lassen sich die Originalität – wie der andauernde Erfolg – des »Staesz-Pfefferkuchengewürzes« erschließen. Beide beruhten auf der Idee, dass acht Gewürze, die bei der Zubereitung von Leb- und Pfefferkuchen regelmäßig gebraucht werden, in jeweils passenden Men-

gen und abgepackt in getrennten Papiertütchen als Set angeboten wurden. Diese Zusammenstellung, bei deren Auswahl von Zutaten zunächst der Rat von ost- und westpreußischen Hausfrauenvereinen eingeholt worden war, bestand aus Pomeranzenschalen, Zitronenschalen, Zimt, Nelken, Sternanis, Ingwer, Muskat und Kardamom.

Der Gedanke selbst war der Ehefrau von Robert May gekommen, die ihren Mann während des Ersten Weltkrieges im Geschäft vertreten musste, weil die männliche Belegschaft einberufen worden war. Das ständige

Abwiegen der von den Kunden verlangten Gewürze war für das auch sonst stark eingespannte weibliche Personal höchst zeitaufwändig, so

dass Helene May veranlasste, dass die Gewürze im jeweils passenden Gewicht schon im Voraus für den nächsten Tag abgefüllt werden. Bezeichnenderweise kam die Mischung auch

zunächst unter dem Namen »May's guter Gedanke« auf den Markt.

Auf diesem Wege begann schließlich die lange Karriere der Elbinger Erfindung. Helmut Lohmann zitiert Günther Preusschhof, einen Redakteur der *Elbinger Nachrichten*, der 1954 über den rasch anwachsenden Erfolg berichtete: Während im ersten Jahr lediglich 1.000 Beutel Pfefferkuchengewürz verkauft wurden, war diese Rate schon im fünften Jahr auf über 70.000 Beutel angestiegen. Zudem erinnerte sich Preusschhof damals:

Wenn in Elbing in der Wasser- und Schifferstrasse bis zum Alten Markt im Spätsommer der Duft der Staeszchen Pfefferkuchengewürze zog, dann wussten die Elbinger, jetzt geht es auf Weihnachten zu, die »Saison« hat begonnen. **st** Joanna Szkolnicka

Die Wiedergabe der Abbildungen aus dem Umkreis des Familienbetriebs STAESZ geschieht mit freundlicher Erlaubnis der EDITION FALKENBERG.



Schaufensterseite der Drogerie Staesz nach 1924

halt zu Haushalt und von Geschäft zu Geschäft – bei Johanna Loh waren dies beispielsweise stets Zimt (von ihr noch »Zimmet« genannt), Kardamom (Cordemon) sowie Gewürznelken und geriebene Muskatnuss; beim französischen Pfefferkuchen kamen zu dieser Mischung noch Apfelsinen- oder Orangenschalen hinzu.

Alle Gewürzsorten kaufte man ursprünglich getrennt und in einer »Drogenhandlung«. Das Assortiment dieser Geschäfte unterschied sich wesentlich von dem, das heutzutage in einer Drogerie zu finden ist. Ein Beispiel für diesen Unterschied bietet eine Werbung der Elbinger Drogenhandlung von Rudolf Seefisch von 1904, der seinen Kunden »alle Arten Desinfektionsmittel, Fussbodenöl, Borax, Borsäure, Leim, Benzin, Firnis, Mennige, Bleiglätte etc. etc.« offerierte. Zur selben Zeit bewarb ein anderer Elbinger Drogist, Fritz Laabs, überdies z. B. »elektrisch präparierte« Katzenfelle, die als zuverlässiges Mittel gegen Rheuma, Myalgie u. ä. galten.

Zu solchen Drogerien gehörte auch das Geschäft J. STAESZ JUN., das 1912 von Robert May gekauft wurde. Damit setzte eine bis zum Beginn des neuen Jahrtausends reichende Entwicklung von Produkten und Firmenprofilen ein, der Helmut Lohmann in einer jüngst erschienenen profunden Veröffentlichung akribisch und differenziert nachgegangen ist. Ihr Titel lautet: *Staesz-Pfefferkuchengewürz & Hayma Neunerlei. Der Drogist Robert May, seine Familie und die Lebkuchengewürze aus Westpreußen und Schlesien*. Aufgrund der in die Breite wie in die Tiefe führenden historischen und wissenschaftlichen Belege sowie Exkurse, der mannigfachen Bild-dokumente sowie seiner attraktiven Gestaltung bildet der Band nicht nur ein regelrechtes Kompendium zu dieser vielschichtigen Thematik, sondern insgesamt auch eine regelrechte Augenweide.



Heinrich Lohmann

Staesz-Pfefferkuchengewürz & Hayma Neunerlei.

Der Drogist Robert May, seine Familie und die Lebkuchengewürze aus Westpreußen und Schlesien

256 S., 269 farb. Abb.

Hardcover (21 × 26 cm)

€ 32,00 – ISBN 978-3-95494-273-2

Eine andere Weihnachtsfeier

Mummenschanz zur Weihnachtszeit – und sogar an Heiligabend – gehört in einer Reihe von Regionen zum volkstümlichen Brauchtum: in der Kaschubei (DW12/2016) beispielsweise nicht anders als bei den aus der Zips stammenden Einwohnern der nordrumänischen Stadt Vișeu de Sus (Oberwischau). Solche Praktiken haben eine gewisse Nähe zu Strukturen des »Herodesspiels«, das seinerseits eine ehrwürdige, bis ins Mittelalter zurückreichende Tradition und einen großen Formenreichtum aufweist. Es stellt Herodes Antipas ins Zentrum des Geschehens, der zur Zeit Jesu als Tetrarch in Galiläa herrschte, nach dem Zeugnis des Neuen Testaments nicht nur Johannes den Täufer enthaupten ließ, sondern zuvor angeblich auch den Bethlehemitischen Kindermord befohlen haben soll und der Nachwelt deshalb bald als Inbegriff des Bösen galt.

Wenn das Böse nun überwunden wird und Herodes seine Strafe erhält, stellt dieses Wirken des Schicksals und einer höheren, ausgleichenden Gerechtigkeit – aus einer gegenläufigen Perspektive betrachtet – die Weltordnung ebenso wieder her wie die Geburt des Erlösers. So erscheint es durchaus plausibel, dass das Herodesspiel zuweilen bis heute als »Weihnachtsfeier« aufgeführt wird.

Dieser Brauch ist außerhalb Pommerellens für Westpreußen kaum dokumentiert. Herrmann Mankowski hat Anfang des 20. Jahrhunderts aber einen Bericht über eine Aufführung im Kreis Strassburg festgehalten und in der *Zeitschrift für Volkskunde* Jg. 19 (1909), S. 204ff. publiziert; und da das Herodesspiel vermutlich auch unseren Leserinnen und Lesern nicht allzu vertraut sein dürfte, wollen wir ihnen diese aufschlussreiche Quelle nicht vorenthalten.

Die DW-Redaktion

Das polnische Herodesspiel in Westpreußen.

In den westpreußischen Kreisen Straßburg und Thorn wird zur Weihnachtszeit, vom zweiten Weihnachtsfeiertage bis zum Dreikönigsfeste, auch darüber hinaus, von polnischen Knechten und Arbeitern ein altes Weihnachtsspiel aufgeführt, welches vom Volke »mit Herodes gehen« genannt wird. Denn nicht die lichten Gestalten des Christkinds und seiner Eltern oder der heiligen drei Könige und der frommen Hirten erscheinen darin, sondern sein grimmiger Widersacher, der Tyrann Herodes, samt seinen Trabanten.

Zu der Aufführung, wie sie z. B. in Königsmoor, Kr. Straßburg, nach Mitteilung des Herrn Lehrers Preuss alljährig stattfindet, sind neun Personen nötig für Herodes, Tod und Teufel sowie für sechs Kriegsknechte. In Ermangelung römischer Uniformen nehmen die Darsteller einfach solche von je zwei preußischen roten Husaren, Ulanen und Infanteristen. Bevor diese neun Darsteller in ein Haus gehen, lassen sie draussen eine kleine Schelle ertönen und stellen sich dann in einer Reihe im Zimmer auf. Dabei singen sie polnisch folgendes Lied:

Als der König Herodes lebte,
Der über die Juden regierte,
Da wurde Jesus Christus geboren,
Der die Gläubigen erlöst hat.

Drei weise Männer sich Gott erwählte,
Auf dass sie nach Jerusalem gingen,
Dort Christum zu ehren.

Die beiden Husaren treten darauf aus der Reihe, verneigen sich tief vor dem Hausherrn und bitten um einen Sessel für den König Herodes. Dieser nimmt nun Platz und rückt die Krone auf seinem Haupte zurecht, als ob sie ihm zu schwer fiele. Dann stützt er den Kopf auf das mit Silberpapier geschmückte Zepter und lässt sich von den Infanteristen königliche Ehren erweisen, indem die Soldaten ihre Knie vor ihm beugen, sich an seiner Seite aufstellen und die hölzernen Schwerter über seinem Haupte kreuzen. Die Ulanen lassen hinter dem Rücken des Königs eine Bettdecke als Vorhang hernieder und halten sie während der ganzen Dauer des Spieles hoch. Hinter dieser Kulisse bereiten sich Tod und Teufel zur Aktion vor.

Herodes versinkt in tiefes Nachdenken und spricht dann mit Überhebung: »Ich bin Herodes, der König der ganzen Welt.« Die Infanteristen treten nach diesen Worten wieder vor den König und verneigen sich tief. Der König fährt fort: »In Bethlehem soll ein neuer König geboren sein. Doch eher geht die Sonne dort auf, wo sie untergeht, ehe dieser mich um meinen Thron bringt. – Geht eilends nach Bethlehem und tötet deshalb alle kleinen Kinder; doch meinem dort weilenden Sohne fügt kein Leid zu!« – »Dir, o mächtiger König, schulden wir Tribut. Dir gehört unser ganzes Herz,« geloben die Soldaten und treten hinter den Vorhang, wo nun lautes Jammern und Wehklagen ertönt.

Sobald die Lamentationen verstummt sind, erscheinen die Soldaten wieder mit einem kleinen aus einer Rübe oder Wruke geschnitzten Kopfe, der auf einem Schwerte steckt, und zeigen ihn dem Könige mit den Worten: »Siehe, was deinem Sohne widerfahren ist.« »Wie, das ist der Kopf meines Kindes?« fragt Herodes und wendet sich entsetzt ab. »Er ist. In Bethlehem hat er ihn verloren,« versichern die Soldaten. Den König ergreift bitteres Weh. Er bricht in Weinen und Jammern aus, schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen, erhebt sich vom Stuhle und klagt sich des verübten Unrechts an: »Ach, was hab' ich getan! Weh mir! Die unschuldigen Kindlein habe ich töten lassen und dabei den Erben meines Thrones verloren. Ich sehe das Unglück kommen. Das Kind von Bethlehem wird einst über das ganze Judenreich herrschen. Meine Seele muss der schweren Last erliegen, und ich vergehe vor Pein.«

Kaum sind diese Klagen beendet, so beginnt leise hinter dem Vorhange der Gesang:

O Herodes, o Herodes,
Ein groß Leid ist dir geschehn.
Deinem Sohne, deinem Sohne
Den Kopf man abgeschnitten hat.

Mit weisser Larve auf dem Gesichte und mit einem langen weissen Hemde bekleidet, erscheint jetzt, klirrende Ketten um die Hüften gelegt, der Tod. Seine dürre Hand wetzt ununterbrochen die auf der Schulter ruhende Sense, und er redet den König an: »Endlich habe ich dich, den ich drei Jahre vergebens gesucht. Frech warst du alle Zeit und hast sogar gegen Gott deine ruchlose Hand erhoben. Willst du auch gegen mich kämpfen? Auf, messen wir unsere Kräfte! Wer unterliegt, soll sterben!« Ehe Herodes recht die Lage begreift, fährt die Sense durch die Luft, und das Haupt fällt scheinbar unter dem wuchtigen Streiche. Die Soldaten lassen die gekreuzten Schwerter sinken, entfernen Krone und Zepter und treten damit hinter die Kulisse.

In demselben Augenblicke gesellt sich zum Tode der Teufel. Er ist nachtschwarz gekleidet und trägt auf seiner hohen Kopfbedeckung mächtige Hörner. Mit grinsenden Blicken umfängt er den Tod, schlägt tüchtig mit dem Kuhschwanz um sich, stellt sich dann mit einem bezeichnenden Sprunge vor den Tod und lässt ihn an: »Was hast du getan? Du hast aus der Welt den Herodes genommen, der uns viele Jahre treu diente. Was fange ich nun mit ihm an? Teilen wir uns die Beute! Du nimm den Leib; ich aber nehme die Seele.« Der Tod ist damit einverstanden und schleppt die Leiche hinter den Vorhang.

Der Teufel aber versucht die Zuschauer zu schlagen und stossen und fordert sie drohend auf: »Geld her! Geld! Sonst jag' ich euch lebendig in die Hölle.« Da bleibt nun nichts übrig, als den armen Teufel durch eine Geldgabe oder eine Spende an Wurst und dergleichen zu begütigen. Die Darsteller stellen sich wieder in einer Reihe auf und beginnen ein Weihnachtslied zu singen; dann machen sie eine letzte Verbeugung und entfernen sich.

Das Herodesspiel soll den Darstellern zuweilen recht ansehnliche Nebeneinnahmen verschaffen, so dass findige Köpfe es auf möglichst viel Häuser ausdehnen. Die Polizei erblickt aber neuerdings in dem Spiele so eine Art kleinen Unfug und schrickt weder vor Tod noch Teufel zurück, und da gilt es denn bei den Spielern, ein wenig auf der Hut zu sein.

Danzig.

Herrmann Mankowski.

FÜNF EMPFEHLUNGEN FÜR MUSSESTUNDEN ZWISCHEN DEN JAHREN



Erol Yildiz/Wolfgang Meixner
**Nach der Heimat. Neue Ideen für
eine mehrheimische Gesellschaft**
(Reclams Universal-Bibliothek Nr. 14060)
Ditzingen: Reclam 2021
86 S., Softcover
€ 6,00 – ISBN 978-3-15-014060-4

Nach wie vor führt die Zeitschrift *Der Westpreuße* den Untertitel *Unser Danzig* – doch was bedeutet das eigentlich? Da es schon seit vielen Jahrzehnten kein Besitzanspruch mehr ist, der sich hier ausdrückt, kann es nur ein Heimatgefühl sein. Aber andererseits sind kaum noch Menschen unter uns, die sich lebhaft an die Stadt Danzig vor 1945 erinnern können – und diese verbliebenen Zeitzeugen sind in ihrem langen Leben dann anderswo heimisch geworden. Mit der Heimat ist es also eine komplizierte Sache. Schon seit längerer Zeit gibt es eine Diskussion um den Begriff und seine heutige Bedeutung. Aus ihr gingen unter anderem die Heimatministerien auf Bund- und Länderebene hervor, die ihren Aufgabenbereich durchaus unterschiedlich interpretieren. In die Debatte haben sich

auch zwei Autoren aus Innsbruck eingemischt, der Erziehungswissenschaftler Erol Yildiz und der Historiker Wolfgang Meixner. Mit ihrem Buch *Nach der Heimat* wollen die beiden Verfasser »Konzepte von Heimat einer gründlichen Neubetrachtung [...] unterziehen«. Dabei geht es ihnen nicht um »die völlige Abkehr von diesem vielbeschworenen Begriff, sondern um einen Perspektivwechsel, eine Öffnung: Er bezeichnet einen nachdenklichen, einen reflexiven Zugang zum Begriff ›Heimat‹ im Hier und Heute«. Nicht nur die Migration im kontinentalen und weltweiten Maßstab fordere dazu auf, vielmehr lebten wir alle durch die Globalisierung bereits in Heimaten, »die Entferntes miteinander verknüpfen«. Vielfalt sei jedoch auch eine »historische Normalität« gewesen, wie die Autoren unter anderem mit dem Blick auf die Alpen-Adria-Region zeigen. Allzu eindeutige Schlüsse lassen sich aus alledem aber nicht ziehen, denn: »Nicht ein für alle Mal festgelegte Gegebenheiten, sondern sein beweglicher, prozessualer Charakter machen einen zeitgemäßen Heimatbegriff aus.« Das kleine, aber anregende Buch ist erschienen in der in ihrer ganzen Themenvielfalt sehr attraktiven Reihe WAS BEDEUTET DAS ALLES?. Zu haben ist es zum Preis von zwei Tassen Cappuccino – für den günstigen Zugang zum Kulturgut Buch ist Reclams Universal-Bibliothek schließlich seit jetzt schon 150 Jahren bekannt.

Alexander Kleinschrodt



Mark Jones

1923. Ein deutsches Trauma.

Basierend auf neu erschlossenem

Quellenmaterial aus

europäischen Archiven

Aus dem Englischen von Norbert Juraschitz

Berlin: Propyläen, 2022

384 S., Hardcover

€ 26,00 – ISBN 978-3-549-10030-1

Ein ideales Timing kann man dem irischen Historiker Mark Jones nicht absprechen. 2017 war er mit seinem Buch *Am Anfang war Gewalt* an die Öffentlichkeit getreten, das sich mit der Entstehung der Weimarer Republik im Kontext der deutschen Revolution der Jahre 1918 und 1919 befasste. Fünf Jahre später hat er nun, 2022, ein Werk unter dem Titel *1923. Ein deutsches Trauma* auf den Markt gebracht. Dabei hat der Autor sich jedoch wohl nicht nur von der simplen Einsicht treiben lassen, dass die Deutschen gerne Bücher kaufen, die sich an der 100. Wiederkehr von Epochenjahren orientieren.

Abspüren lässt sich dem Buch vielmehr die – begründete – Überzeugung, durch historische Analyse und Reflexion zu einer Aufklärung über geschichtliche Prozesse beizutragen, die auch von gegenwärtiger Relevanz ist. Für die deutsche Leserschaft handelt es sich dabei gewissermaßen um eine »Selbstaufklärung«; denn Jones' Bücher eröffnen ein tieferes Verständnis für historische Entwicklungen, die nicht nur die deutsche Geschichte, sondern zugleich das kollektive Gedächtnis und politische Mentalitäten in der

longue durée, der in langen Zeiträumen betrachteten Geschichte, geprägt haben.

Indem Jones eine Studie über das Jahr 1923 vorlegt, fokussiert er ein Jahr, dessen Ereignisse nachhaltigen Einfluss auf das spannungsreiche Verhältnis der Deutschen zu ihrer ersten Republik hatte, und betrachtet damit zentrale Aspekte der Demokratie-Geschichte Deutschlands gleichsam unter dem Brennglas. Dabei liegt es Jones fern, die letztlich arbiträren Grenzen des Kalenderjahres zu einem inhaltlichen Kriterium zu erheben – und so beginnt das Buch nicht erst mit der französischen Ruhrbesetzung im Januar 1923, sondern bereits mit dem Rathenau-Mord 1922 und reicht mit dem seit Dezember 1923 erarbeiteten Dawes-Plan zur Regelung der deutschen Reparationszahlungen an die Siegermächte des Ersten Weltkrieges weit in das Jahr 1924 hinein.

Zwischen diesen Wegmarken bieten die – dann wieder kalendarrisch strukturierten – zwölf Kapitel aber spannende Einzelstudien zu zentralen Ereignissen eines von drohendem Bürgerkrieg, Inflation und politischem Extremismus von rechts und links geprägten Jahres. Dabei gelingt es Jones, wie bereits in seiner Monographie *Am Anfang war Gewalt*, makrogeschichtliche Fragestellungen derart zu – durch intensive Quellenarbeit erschlossenen – mikrogeschichtlichen Fallstudien in Beziehung zu setzen, dass neue Perspektiven und Einsichten erschlossen werden. Dies gilt für die massenweise Vergewaltigung deutscher Frauen durch französische Besatzungssoldaten ebenso wie für antisemitische Gewalttaten im Kontext des erstarkenden Rechtsextremismus – aber auch für Beispiele gelingenden Krisenmanagements einer demokratischen Regierung.

Tilman Asmus Fischer



Christiane Hoffmann

Alles, was wir nicht erinnern. Zu Fuß auf dem Fluchtweg meines Vaters

München: C.H.Beck 2022

geb., 279 S.

€ 22,00 – ISBN 978-3-406-78493-4

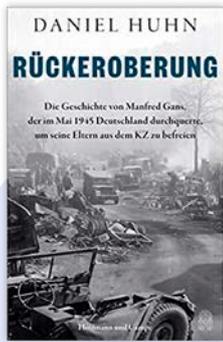
Vierzig Tage, von Ende Januar bis März, dauerte 1945 die Flucht des neunjährigen Walter Hoffmann und seiner Mutter von Schlesien in den Westen, über fünfhundert Kilometer voller Bedrohung und Ungewissheit. Vierzig Tage, über die später nie Auskunft gegeben wurde – ein dunkler Schatten, welcher die Familie über die Jahre begleitete. Der Vater musste vergessen, um leben zu können, so beschließt Christiane, seine Tochter, sich an seiner Stelle zu erinnern und eine Reise in die Vergangenheit zu unternehmen, bei der sie der verlorenen Heimat und dem Ende der schlesischen Zeit nachspürt. Verbunden mit der Entscheidung, den Fluchtweg des Vaters allein zu Fuß zu gehen, ist die Hoffnung, den Schmerz zu fühlen, über den geschwiegen wurde, »den Schmerz, den ich nur ahnte, den es nicht geben durfte und der doch allgegenwärtig war«.

Das Buch verfolgt aber nicht nur den unausgesprochenen Auftrag, die Geschichte des Vaters zu erzählen, und Verständnis für sein Schweigen zu entwickeln. Geschickt verschränkt die literarisch versierte Autorin die – mithilfe von Aufzeichnungen einer

jungen Frau aus dem Treck – rekonstruierten Fluchterfahrungen von 1945 mit Familienerinnerungen, Reflexionen und Sachinformationen sowie ihren persönlichen Erfahrungen auf dem Fußweg 75 Jahre später, lässt sie in bildhafter Sprache lebendig werden und die Leser emotional berühren. Zugleich eröffnen die geschilderten Begegnungen mit Landschaften, Städten und Dörfern sowie Menschen unterschiedlicher Herkunft und verschiedenen Alters eine übergeordnete Dimension: Der Verlust der Heimat im Osten war für die Deutschen eine zentrale Komponente der Kriegsfolgen, die Aneignung Schlesiens durch ihrerseits vertriebene Polen stellte jedoch ebenfalls eine mühsame Generationenaufgabe dar, und die schwierige Gemengelage im Gegenwartspolen zwischen Bewältigung der eigenen Geschichte, Umgang mit dem östlichen Nachbarn Russland und der westlichen EU definiert eine Zukunftshypothek, die noch lange nicht abgetragen ist.

Flucht war immer Menschenschicksal, nachwirkend bis in die dritte und vierte Generation, der Mensch ist immer ein Reisender, der den Weg nicht kennt und doch Antworten, die ihm gemäß sind, finden muss. Wirklich nachvollziehbar ist die Flucht des Vaters Jahrzehnte später nicht und die Bilanz, die auch diejenigen, die keine Flucht- und Vertreibungserfahrungen in der eigenen Familie haben, betrifft, ist ambivalent: »Nichts ist vergangen, alles ist noch da und neu da, immer wieder.« Aktueller könnte angesichts des Krieges in der Ukraine ein Fazit nicht ausfallen.

Annegret Schröder



Daniel Huhn
**Rückeroberung – Die Geschichte
 von Manfred Gans, der im Mai 1945
 Deutschland durchquerte, um seine
 Eltern aus dem KZ zu befreien**

Hamburg: Hoffmann und Campe, 2022
 geb., 288 S.

€ 22,00 – ISBN 978-3-455-01319-1

Der Begriff Rückeroberung ist heutzutage wieder aktuell, doch in diesem Fall ist er nicht militärisch gemeint.

Erwartungsgemäß spannend ist der Bericht einer Fahrt unmittelbar nach Kriegsende, und zwar am 12. Mai 1945, aus dem niederländischen Goes nach Theresienstadt, durch den Einflussbereich der verschiedenen Siegermächte. Doch das Buch bietet weit mehr. Es schildert das Leben einer wohlhabenden jüdischen Kaufmannsfamilie im westfälischen Borken, einer hauptsächlich katholisch geprägten Stadt. Auch hier sind die Veränderungen ab 1933 spürbar. Weshalb aus dem Schüler Manfred Gans aus Borken schließlich der britische Soldat Frederick Gray wird, wie er in der legendären *Three Troop*, einer der Sondereinsatztruppen im britischen Militär, an der Invasion in der Normandie und den Kämpfen um

Walcheren teilnimmt, schließlich vom Überleben seiner Eltern erfährt – all dies nimmt den Leser mit in eine fast vergessene Epoche.

Obwohl er inzwischen britischer Staatsbürger geworden ist, nimmt Manfred Gans nach dem Krieg doch wieder seine alte Identität an. Mit seiner ebenfalls in Deutschland geborenen Frau lässt er sich in den USA nieder, und sein beruflicher Weg führt ihn in die ganze Welt: Frankreich, Spanien, Japan, Großbritannien, Kuba, China, Indien. In Borken war er zuletzt 1945 gewesen, als sich das Hauptquartier der britischen Militärregierung, der er zugeordnet war, dort in seinem Elternhaus befand, weil es eines der wenigen unzerstörten Gebäude war. 1988, als sich das November-Pogrom zum 50. Male jährt, lädt die Stadt Borken auf Initiative der Stadtverordneten Mechtild Schönberg die nun im Ausland lebenden Mitglieder der ehemaligen jüdischen Gemeinde in ihre einstige Heimat ein – dabei ist auch Manfred Gans mit seiner Frau. Später wird er dort in Schulen sprechen und auch mit Schülern den jüdischen Friedhof im Ortsteil Gemen besuchen. 2000 kommt er ein letztes Mal nach Borken. 2010 stirbt er in seinem Haus in der Nähe von New York. Seine Kinder und Enkel beschäftigen sich weiter mit der Geschichte der Familie, die auch für sie prägend ist.

Ein exzellent geschriebenes und mit einer überzeugenden Literatur- und Quellenliste ausgestattetes Buch, das durchaus Nachhilfe in Geschichte vermitteln kann. *Heidrun Ratza-Potrýkus*



Hubert Mingarelli

Ein Wintermahl

Roman

Aus dem Französischen von Elmar Tannert

Cadolzburg: Ars Vivendi, 2020

141 S., € 18,00 – ISBN 978-3-7472-0178-7

Es ist die Momentaufnahme eines Wintertages während des Zweiten Weltkrieges: Im Osten des besetzten Polen verlassen drei Kameraden noch vor Tagesanbruch ihr Wehrmachtlager. Die Straßen sind härter als Stein gefroren, das Schilfrohr ist erstarrt, und sie beginnen in den Schneekrusten zu straucheln. Fast verbietet es die schneidende Eiseskälte an den schmerzenden Händen, die ständige Gier nach der heißen Glut einer Zigarette zu stillen. Und dennoch beschleicht das Trio, Bauer, Emmerich und den Ich-Erzähler, ein vages Gefühl von Sicherheit, sogar von Glück. Denn sie sind wieder einmal der brutalen Prozedur des täglichen Erschießens von neu eingetroffenen Gefangenen entronnen, dies jedoch nur unter der zynischen Prämisse, dass sie über Tag das tief verschneite Land durchkämmen und »welche« finden müssen, die sie dem Kommandanten zur Hinrichtung übergeben können.

Unter den bedrängenden Erfahrungen von Ängsten, Drill und Gräueltaten sowie getrieben von der latenten Frage nach individueller Schuld, haben sich – von dem französischen Autor Hubert Mingarelli pointiert und lakonisch knapp gezeichnet – die drei einander wesensfremden Charaktere zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammengefunden. Gemeinsam durchqueren sie mühsam die endlose verschlafene Schneelandschaft, eher ziellos und ohne

einen suchenden Blick, denn insgeheim hegen sie die Hoffnung, kein Opfer aufzuspüren.

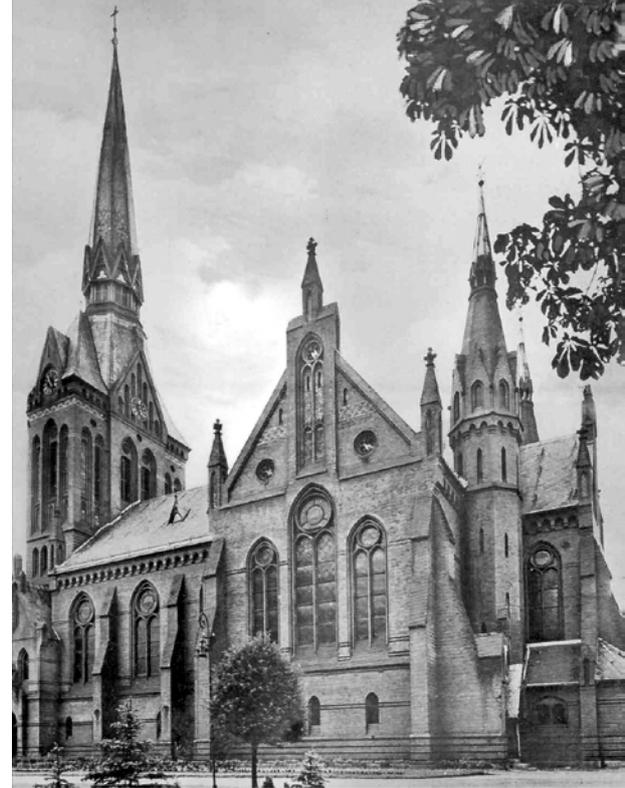
Dann ist es ausgerechnet der sensible Emmerich, der in einem Erdloch »den Juden« entdeckt. Mit ihm im Gewahrsam suchen sie auf ihrem Rückweg in einer verlassenen Hütte Unterschlupf. Als plötzlich ein fremder »Pole« dazu stößt, läuft die Novelle auf ihren dramatischen Höhepunkt zu. Die Atmosphäre ist aufgeladen, erfüllt von Misstrauen, wütendem Hass und Verachtung, zugleich jedoch sind die Männer in dem Bemühen vereint, aus kärglichen Essensresten und schmelzendem Schnee eine Suppe zu kochen, derweil der Herd allein aus den zerschlagenen Hölzern des Mobiliars befeuert werden kann. Die Langwierigkeit dieser enervierenden Prozedur schildert der Autor minutiös; zugleich lässt er den Leser spüren, wie sich mit zunehmender Wärme und aufsteigenden Gerüchen die aufgebracht Gemüter zu besänftigen scheinen.

Das unvorstellbare geschieht: Es versammeln sich der Jude, der Pole und die drei Deutschen zu einem »Wintermahl« um den Tisch. Für wenige stille Augenblicke stellt sich eine Ahnung von Frieden, Barmherzigkeit, wenn nicht gar Glückseligkeit ein. Als Emmerich unerwartet murmelt: »Lassen wir ihn gehen«, bricht der allgegenwärtige Konflikt wieder hervor mit seinen Fragen nach Gehorsam und Pflichterfüllung, Schuld und Sühne, Gewissen und Mitmenschlichkeit – ethische Fragen, die der Autor bereits 2012 in der Originalausgabe seines Buches aufgeworfen hatte – die jetzt aber angesichts des verheerenden Krieges in der Ukraine von erschütternder Brisanz sind. Die vorzügliche deutsche Übersetzung, die seit 2020 endlich vorliegt, sollte unbedingt zur Hand nehmen, wer erfahren und begreifen will, welche Entscheidung die deutschen Soldaten an jenem Wintertag in Polen letztlich treffen werden.

Ursula Enke



Die frühere, 1881 abgerissene Dreikönigskirche in der Elbinger Neustadt



Der Neubau des 1883 geweihten Gotteshauses

DICH, CHRISTENVOLK, RUFE ICH ZUM GOTTESDIENST ZUSAMMEN

Die Geschichte einer Glocke aus Elbing

In der Elbinger Neustadt wurde im 14. Jahrhundert mit dem Bau der Pfarrkirche zu den Hl. Drei Königen begonnen. (Mit der Geschichte ihres Hauptaltars ist auch diejenige dieses Gotteshauses schon vor einem Jahr – in DW 4/2021 – zur Sprache gekommen.)* Das geplante repräsentative Kirchengebäude wurde aufgrund unzureichender finanzieller Mittel allerdings nie vollendet. Mehrere Jahrhunderte lang gab es eigentlich nur einen Chor mit zwei Schiffsjochen unter einem hohen Spitzdach. Westlich davon befand sich ein freistehender Glockenturm, der nur im Erdgeschoss aus Backstein bestand, in den oberen Stockwerken aber – vermeintlich nur vorläufig – aus Holz errichtet wurde.

In diesem Turm waren vier Glocken aufgehängt, von denen bis heute noch drei erhalten sind: zwei gotische Instrumente aus den Jahren 1477 (Anna) und 1507 (Uhr-glocke) sowie die 1729 neu gegossene große Glocke, die heute als DOMINICA in Stuttgart erklingt. Eine ihrer beiden Vorgängerinnen war ebenfalls bereits im 16. Jahrhundert vorhanden und wog ca. 40 Zentner (2.000 kg). Im September 1649 wurde sie vom Elbinger Rotgießer Michael Dornmann neu gegossen. Die Aufsicht oblag dem Ratsherrn von Neustadt, Jacob Herrmann, sowie den Kirchenvorstehern Chris-

tof Wagner und Elias Krieger. Diese neue »große Glocke« kostete 1.419 Mark, 19 Groschen und 17 Pfennige und war mit einem Gewicht von 43 Zentnern und 75 Pfund (ca. 2.187 kg) schwerer als die ursprüngliche.

In dieser Form bestand sie allerdings nur bis in die 1720er Jahre hinein; denn zu dieser Zeit wurde an der Rippe ein Riss entdeckt. Deshalb musste die Glocke 1729 neuerlich gegossen werden, und diesmal wurde der Bronzeabguss von Michael Wittwerck, einem Mitglied der bekannten gleichnamigen Danziger Gießer-Familie, gefertigt. Am 20. August 1729 kam die Glocke in Elbing an und wurde am 2. September dieses Jahres im Turm aufgehängt. Die Arbeiten wurden von den Kirchenältesten Jacob Herrmann Casver und Christian Stärck geleitet. Das Werkstück von Wittwerck kostete 1.400 Floren und war wiederum schwerer als die frühere Glocke, denn sie wiegt nun 2.300 kg. Ihr Durchmesser beträgt 150 cm, und ihr Klang entspricht H⁰. Sie ist sehr reich und mit großer Sorgfalt verziert. An der Rippe finden sich mehrere Inschriften, darunter die folgende:

DVM CAMPANA TRAHOR POPVLVM TE CONVOCO CHRISTI
AD RES DIVINAS NEC NON PLA FVNERA PLORO

(Wenn ich Glocke geläutet werde, rufe ich dich, Christenvolk, zum Gottesdienst zusammen, beklage aber auch die frommen Dahingeschiedenen.)

Mit dem neuen meisterlichen Guss von Michael Wittwerck gehörte das Glockengeläut der Kirche zu den Hl. Drei Königen zu den schönsten in ganz Elbing. Dies wurde damals damit begründet, dass der hölzerne Glockenturm einen besonders günstigen Resonanzraum bildete. Das allgemein als »große Glocke« bezeich-

* In den parallel erschienenen *Landsmannschaftlichen Nachrichten* der Ausgabe 4/2021 war ein vierstimmiger Satz des »Westpreußenliedes« abgedruckt. Er stammte von dem Kirchenmusiker Roland Eckert, der seine Verbindung und Neigung zu Westpreußen u. a. darauf zurückgeführt hatte, dass er in Süddeutschland an einer Kirche gewirkt hätte, »bei der an hohen Festtagen das Geläut würdig durch eine Glocke aus der Elbinger Dreikönigskirche vervollständig worden sei«. Auf verschlungenem Wege kommt es dank dem vorliegenden Beitrag von Bartosz Skop somit auch zu einer Wiederbegegnung mit Roland Eckert, der – wie sich jetzt erschließen lässt – offensichtlich als Kantor an der Stuttgarter Leonhardt-Kirche tätig gewesen ist. Die DW-Redaktion



Die evangelische St. Leonhardt-Kirche in Stuttgart-Mitte



Die DOMINICA im Turm der Leonhardt-Kirche

nete Instrument wurde ab 1777 als »Betglocke« bezeichnet. Diesen Namen hatte bis dahin die größte Glocke der altstädtischen Pfarrkirche St. Nikolai getragen, die in diesem Jahr mit sechs weiteren Glocken beim großen Kirchenbrand in der Hitze des Feuers geschmolzen war. Bis 1907 und wieder zwischen 1917 und 1928 war nun die »Betglocke« in der Neustadt die größte Elbinger Glocke.

Als die alte Dreikönigskirche 1881 abgerissen und durch ein neues, größeres Gotteshaus ersetzt wurde, hängte der Danziger Glockengießer Jean Collier die vier Glocken aus dem hölzernen Turm ab und lagerte sie im Speicher »Amerikaner« auf der Speicherinsel ein. Während dieser Zeit beschloss der Kirchenvorstand, auf die kleinste Glocke, die aus dem Jahr 1784 stammte, zu verzichten und sie durch ein neues Instrument aus der Dresdner Glockengießerei von Albert Bierling zu ersetzen. Ende 1883 erhielt der nunmehr 67 m hohe Turm des Neubaus sein Geläut, und am ersten Weihnachtstag dieses Jahres erfüllte sein Klang erstmals die Stadt.

1917, in der Zeit des ersten Weltkrieges, wurde die am wenigsten wertvolle neue Glocke von Bieling zu Zwecken der Kriegsindustrie beschlagnahmt. Eine ähnliche Situation ergab sich 25 Jahre später aufs Neue. Nach dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges wurden alle Glocken in Deutschland mit Blick auf eine Gewinnung kriegswichtiger Rohstoffe inventarisiert, in die Typen A, B, C und D klassifiziert und zum größeren Teil im Hamburger Glockenfriedhof versammelt. Für die Kirche der Hl. Drei Könige hieß dies, dass die »Betglocke« als höherwertiges Instrument zur Gruppe C gehörte, d. h. zunächst noch in einer Art Wartestellung verblieb, dann aber 1942/43 doch abgenommen und abtransportiert wur-

de. Das sich abzeichnende Schicksal, eingeschmolzen zu werden, blieb ihr allerdings erspart, weil das entsprechende Hüttenwerk bei einem Bombenangriff zerstört wurde. Die anderen beiden, schon erwähnten gotischen Glocken der Kirche schließlich überstanden die ganze Aktion unbeschadet, denn sie gehörten zum Typ D, zur Gruppe der historisch und klangästhetisch herausragenden Exemplare. Nach 1945 wurden sie der katholischen Kirche St. Adalbert in Elbing Pangritz-Kolonie übergeben.

Da es nach dem Krieg kaum vorstellbar war, ostdeutsche Glocken, die den Krieg unversehrt überstanden hatten, an die ursprünglichen Orte zurückzuführen, wurden sie in Westdeutschland als sogenannte Leihglocken Kirchengemeinden angeboten und anvertraut. Damals ging man wie selbstverständlich noch davon aus, dass diese Gebiete wieder deutsch würden. Der Status eines Leihinstruments ist nun aber in einen Dauerzustand übergegangen. So gehört die frühere Elbinger »Betglocke« nun schon seit 68 Jahren als DOMINICA zum Geläut der Kirche St. Leonhard in Stuttgart-Mitte. Dort wurde sie mit vier weiteren Glocken, die die Stuttgarter Glockengießwerkstatt von Heinrich Kurtz fertigte, kombiniert und stimmt mit ihnen nun im Akkord $H^0-d^1-e^1-fis^1-a^1$ zusammen. Bevor sie im stählernen Glockenstuhl aufgehängt werden konnte, musste der Turm aufgrund ihres Gewichts allerdings zunächst noch durch eine Zwischendecke verstärkt werden. Am 14. November 1954 konnte dann aber die feierliche Glockenweihe stattfinden – und seitdem ruft die aus Elbing stammende DOMINICA mit ihrem beeindruckend vollen und sonoren Klang »das Christenvolk« in Stuttgart »zum Gottesdienst zusammen«.

st Bartosz Skop



Navid Kermani

Was jetzt möglich ist. 33 politische Situationen

München: C.H.Beck, 2022; 221 S., Hardcover, € 23,00 – ISBN 978-3-406-79023-2

Neben seiner vielfach ausgezeichneten literarischen Arbeit ist der Kölner Schriftsteller Navid Kermani immer auch Reporter und politischer Kopf geblieben. Virtuos beherrscht er die Kunst, aktuelle Ereignisse derart zu durchleuchten, dass tiefer liegende Konfliktschichten und Handlungsoptionen dort sichtbar werden, wo Politiker keinen oder nur einen einzigen Ausweg

sehen. Der Band versammelt erstmals die wichtigsten politischen Beiträge des Autors aus den Jahren von 1993 bis 2022, vom Terror im Nahen Osten über die Krisen Europas und Russlands Überfall auf die Ukraine bis hin zum generischen Maskulinum, und belegt, wie mitfühlend, wach und mit einer fast kindlichen Neugierde Kermani diese Welt beobachtet.



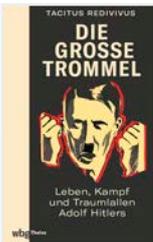
Orlando Figes

Eine Geschichte Russlands

Stuttgart: Klett-Cotta, 2022; 448 S., geb., € 28,00 – ISBN 978-3-608-98455-2

Der britische Historiker erzählt, wie die Russen sich selbst erlebten und wie sie sich im Laufe ihrer Geschichte immer wieder neu erfanden: Er ergründet ihre Anfänge als Jäger und Sammler und schildert das Leben der Bauern Russlands im ersten nachchristlichen Jahrtausend. Von hoher Warte schildert er die Jahrhunderte der Monarchie und die nachfolgenden gut

100 Jahre: das Zarenreich, den Totalitarismus nach der Oktoberrevolution 1917 und die Perestrojka Gorbatschows bis hin zu Wladimir Putins Krieg. Dabei entfaltet er ein großes Panorama von unsterblichen Mythen über die großartigen kulturellen Leistungen bis zur rigiden, im 20. Jahrhundert einsetzenden Weltmachtpolitik und arbeitet auf diesem Wege zentrale Aspekte und Facetten dieser komplexen Geschichte heraus.



Tacitus Redivivus [d. i. Max Hochdorf]

Die große Trommel. Leben, Kampf und Traumlallen Adolf Hitlers

Mit einem Nachwort und Anmerkungen von Sven Felix Kellerhoff

Darmstadt: wbg Theiss, 2022; 192 S. mit 1 Abb., Hardcover, € 22,00 – ISBN 978-3-8062-4490-8

Dieses visionäre Porträt Adolf Hitlers entstand 1930. Im September jenes Jahres wurde die NSDAP bei den Reichstagswahlen stärkste Partei. Dies Wahlergebnis nahm der sozialistische Journalist und Bühnenautor Max Hochdorf zum Anlass, die deutsche Öffentlichkeit über Adolf Hitler, seine Ideo-

logie und seine Ziele aufzuklären. Das nach über 90 Jahren wieder verfügbare Buch beruht auf genauen Beobachtungen des Bierkeller-Agitators und auf einer gründlichen Lektüre von *Mein Kampf*. Es ist erstaunlich – und erschreckend –, wie genau sich auf dieser Grundlage bereits die zukünftige Bedeutung des „Führers“ abschätzen ließ.



Karolina Kuszyk

In den Häusern der anderen. Spuren deutscher Vergangenheit in Westpolen

Übersetzung: Bernhard Hartmann – Berlin: Ch. Links, 2022; 400 S., Hardcover, € 25,00 – ISBN 978-3-96289-146-6

Nach der Flucht bzw. Vertreibung der Deutschen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten blieben ihre Häuser, Straßen, Fabriken und Kirchen, aber auch ihre Möbel, Küchengeräte und Bilder zurück. Dieses ehemals Deutsche heißt in Polen „Poniemieckie“, und ebenso lautet der Titel der Originalausgabe. Welche Geschichten erzählen die Hinterlassenschaften heute über

ihre ehemaligen Besitzer? Und wie machten sich die dort angesiedelten Menschen aus anderen Landesteilen diese Wirklichkeit zu eigen? Gestützt auf Archivfunde, Forschungsarbeiten, Literatur und eine Vielzahl persönlicher Begegnungen erzählt die Autorin davon, wie die Biographien von Menschen und Dingen miteinander verwoben sind.



Günter Grass

Figuren stehen

Göttingen: Steidl, 2022; 80 S., fester Leineneinband, € 18,00 – ISBN 978-3-96999-107-7

Als er gefragt wurde, mit welcher Frau in der Geschichte der Kunst er gerne zu Abend essen würde, nannte Umberto Eco Uta von Naumburg. So geht es auch dem Erzähler dieser Geschichte. Auf einer Lesereise in der DDR entdeckt er Ende der 1980er Jahre die zwölf Stifterfiguren im Naumburger Dom – und bittet alle Personen, nach deren Abbild einst die lebensechten

Skulpturen geschaffen wurden, in seinem Garten zu Tisch. Die Tochter des Goldschmieds, die für Uta Modell stand, hat es ihm besonders angetan. – Diese feinsinnige, zunächst als Kapitel für sein autobiographisches Buch *Beim Häuten der Zwiebel* konzipierte Erzählung wurde erst kürzlich entdeckt und ist auch nicht in der Neuen Göttinger Werkausgabe enthalten.

Impressum

Herausgeber und Verlag: Westpreußische Gesellschaft – Landsmannschaft Westpreußen e.V.

Der stellvertr. Vorstandsvorsitzende
Ulrich Bonk (v. i. S. d. P.)

Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 025 06 / 30 57-50, Fax 025 06 / 30 57-61

Sparkasse Münsterland Ost, Münster:

IBAN: DE59 4005 0150 0034 0248 51
BIC: WELADED1MST

**Redaktionssekretariat, Abonnement-Verwaltung
und Anzeigenannahme:** Esther Lüchtfeld
(sekretariat@der-westpreusse.de)

Redaktion:

Prof. Dr. Erik Fischer (e.fischer@der-westpreusse.de) /
Redaktionsleiter;

Dr. Joanna Szkolnicka (j.szkolnicka@der-westpreusse.eu) /
Ressort PANORAMA;

Tilman Asmus Fischer (t.fischer@der-westpreusse.de) /
Ressorts VORSPANN sowie POLITIK UND GESELLSCHAFT;

Ursula Enke (u.enke@der-westpreusse.de) /
Text- und Bildredaktion

Korrespondentinnen und Korrespondenten:

Peter Neumann (Troisdorf) für Danzig, Piotr Olecki (Toruń)
für Thorn und Kujawien-Pommern, Marek Dziedzic (Malbork)
für Marienburg, Bartosz Skop (Elbląg) für Elbing

Verlags- und Redaktionsadresse:

Der Westpreuße
Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 025 06 / 30 57-50, Fax 025 06 / 30 57-61
sekretariat@der-westpreusse.de
www.der-westpreusse.de

E-Mail Adresse der Redaktion für Leserschriften:

leserpost@der-westpreusse.de

Layout, Bildbearbeitung und Druckvorlagenerstellung:
MEDIENGESTALTUNG KOHLHAAS, Bonn-Bad Godesberg

Herstellung: WIRmachenDRUCK GmbH

Mühlbachstraße 7, 71522 Backnang

ISSN: 0043-4418

Auflage: 1.000 Exemplare

**Der Westpreuße / Begegnungen mit einer europäischen
Kulturregion** erscheint alle drei Monate (im März, Juni,

September und Dezember). Der Bezugspreis beträgt
halbjährlich oder jährlich € 18,- bzw. € 36,- sowie im
Ausland jährlich € 40,-. Für Privatpersonen in Polen gilt bei
Direktbezug ein Vorzugspreis von jährlich 60 Złoty.

Parallel dazu erscheint als Beilage *Der Westpreuße / Lands-
mannschaftliche Nachrichten*. Der Bezugspreis eines
entsprechenden Gesamtabonnements beträgt halbjährlich
oder jährlich € 36,- bzw. € 72,-, im Ausland jährlich € 80,-.
Für Privatpersonen in Polen gilt bei Direktbezug hier
ebenfalls ein Vorzugspreis, und zwar von jährlich 120,- Złoty.

Die MwSt. ist mit 7% enthalten. Bestellungen beim Verlag.
Der Bezug kann nur mit einer Frist von mindestens drei
Monaten zur Mitte oder zum Ende des Kalenderjahres
gekündigt werden. Bei Nichtbelieferung bestehen im Fall
höherer Gewalt keine Ansprüche gegen den Verlag. Mit
Namen oder Kürzeln gezeichnete Artikel geben nicht in jedem
Falle die Meinung des Verlages oder der Redaktion wieder.
Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlages. – Zurzeit gilt
die Anzeigenpreislise Nr. 2.

Autorinnen und Autoren

Professor Dr. Dr. h.c. mult. Udo Arnold – Prof. (i. R.) für Mittelalterliche und Neuere
Geschichte und Didaktik der Geschichte an der Universität Bonn; Ehrenvorsitzender
der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, 1985–
2016 Präsident der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des
Deutschen Ordens; Autor einer Vielzahl von Veröffentlichungen zur Geschichte des
Deutschen Ordens und Herausgeber umfangreicher Quellen- und Forschungsreihen.

Dr. Katja Bernhardt ist Kunst- und Bildhistorikerin. Sie war lange Jahre als wissen-
schaftliche Mitarbeiterin und sodann als Vertretungsprofessorin an der Professur für
Kunstgeschichte Osteuropas der Humboldt-Universität zu Berlin tätig. Aktuell ist sie
wissenschaftliche Mitarbeiterin im Arbeitsbereich Polen am Nordost-Institut Lüne-
burg (IKGN e.V.). Gegenstände ihrer Forschung sind die historische Analyse von Archi-
tektur und Stadtraum, die visuelle Geschichte Ost- und Ostmitteleuropas sowie die
Geschichte des Faches Kunstgeschichte.

Prof. Dr. Christof Herrmann – Studium der Kunstgeschichte, deutschen Volkskunde,
Slawistik und Politikwissenschaft an der Universität Mainz, 1993 Promotion; 1995–2006
Professor am Lehrstuhl für Germanistik der Universität Allenstein. 2005 Habilitation an
der Universität Greifswald. 2006–2019 Professor am Institut für Kunstgeschichte der
Universität Danzig. 2015–2019 Durchführung eines Forschungsprojekts zum Hoch-
meisterpalast auf der Marienburg. Ab 2020 Leiter des Forschungsprojekts „Mittelalter-
liche Architektur in Livland (Estland/Lettland)“ am Institut für Kunstgeschichte der Uni-
versität Mainz.

Dr. Alexander Kleinschrodt studierte Musikwissenschaft, Kunstgeschichte und Ger-
manistik, er arbeitet als freier Kulturwissenschaftler und Autor; zudem übernimmt er
regelmäßig Lehraufträge an der Universität Bonn. Seit 2018 ist er Vorstandsmitglied
der Westpreußischen Gesellschaft.

Michał Kozłowski – Kunsthistoriker (Abschluss des Studiums am Institut für Geschich-
te der Universität Danzig), wissenschaftlicher Mitarbeiter am Archäologisch-Histori-
schen Museum in Elbing für Kunstgewerbe und Kunstgeschichte, kuratierte mehrere
Ausstellungen und ist Autor einiger populär-wissenschaftlicher Beiträge. Zu seinen
Interessen gehören insbesondere zeitgenössische bildende Kunst und Architektur.

Heidrun Ratz-Potrykus wurde in Lübeck geboren. Beide Eltern stamm-
ten aus Westpreußen und waren bis zu ihrem Tode der Heimat verbunden. Bei
Verwandtschaftstreffen wurde viel von „damals“ gesprochen, und so entstand auch für
die nicht mehr dort Geborene eine Vertrautheit mit dem Land und seinen Menschen.
Sie war von 2002 bis 2018 Bundesfrauenreferentin und ist auch weiterhin Mitglied des
Vorstandes der Westpreußischen Gesellschaft.

Dr. Vincent Regente ist Historiker und Leiter der Abteilung EU & Europa der Deutschen
Gesellschaft e.V. in Berlin. Er studierte Geschichte, Sozialwissenschaften und Public
History in Berlin, Wien und Warschau. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Angewandte
Geschichte und die Geschichte Ostmitteleuropas. In seiner 2020 veröffentlichten Dis-
sertation beschäftigt er sich mit Flucht und Vertreibung der Deutschen am Ende des
Zweiten Weltkrieges, deren europäischer Diskursgeschichte sowie ihrer Materialisie-
rung in verschiedenen Museen.

Annegret Schröder studierte Germanistik, evangelische Theologie und Pädagogik,
zudem Ausbildung zur Verlagskauffrau; tätig als Gymnasiallehrerin an einer privaten
Wirtschaftsschule. Seit 2016 ist sie Mitglied im Stiftungsrat der Kulturstiftung West-
preußen.

Bartosz Skop studierte Geschichte an der Danziger Universität und der Julius-Ma-
ximilians-Universität Würzburg; Autor von Orgelbeschreibungen des ehemaligen
Ost- und Westpreußen sowie Aufsätzen zur Kirchen- und Orgelbaugeschichte dieser
Region; nach dem Abschluss seines Master-Examens arbeitet er gegenwärtig am
Schloss-Museum in Marienburg.



Marie Luise Salden, eine in Elbing geborene Künstlerin, die insbesondere in den Bereichen Farbholzschnitt, Tusch- und Kreidezeichnung sowie Aquarellieren tätig ist, musste ihre Heimatstadt Ende Januar 1945 als Sechsjährige verlassen. Trotzdem erinnert sie sich noch ganz deutlich an einzelne damalige Erlebnisse und hat sich darüber in einem Interview geäußert, das vor einigen Jahren für eine Ausstellung im Archäologisch-Historischen Museum aufgezeichnet wurde. Dort werden Erlebnisberichte und Kindheits-erinnerungen ehemaliger Elbingerinnen und Elbinger ins Zentrum gerückt. Die Künstlerin hat somit ein inniges Verhältnis zu ihrer Stadt, die schon des Öfteren auch zum Motiv ihres künstlerischen Schaffens wurde.

Nun möchte Marie Luise Salden Elbing ein besonderes Geschenk machen: in Gestalt eines Engel-Bildnisses, das im Format von 2,50 x 1,45 m in Form einer Stele im öffentlichen Raum aufgestellt werden soll. Dies ist für März / April 2023 geplant. Der in japanischer

Drucktechnik wiedergegebene Farb-Holzschnitt entstand bereits 2008 für eine Retrospektive der Künstlerin im Elbinger Haus für moderne Kunst, der GALERIA EL. Jetzt soll dieses Werk als „Hommage und Dank“ in der Heimatstadt einen eigenen Ort einnehmen, und zwar auf dem Platz vor dem Hauptbahnhof, von dem aus Marie Luise Salden – wie viele Tausende ihrer Landsleute auch – auf die Flucht gehen musste.

Die symbolische Bedeutung dieser Stelle ist gerade im zu Ende gehenden Jahr durch zusätzliche leidvolle Erfahrungen verstärkt worden, denn seit etlichen Monaten ist der Elbinger Bahnhof nicht mehr nur ein Ankunftsort für Touristen, sondern auch für viele Flüchtlinge aus der Ukraine. Auch ihnen soll nun die Botschaft des Kunstwerkes gelten: „Frieden – Versöhnung – Schutz – Segnung – Liebe“, die immer schon von Himmelsboten überbracht wird – sei es vom Erzengel Gabriel bei Mariä Verkündigung, sei es von den Engeln in der Weihnachtsnacht: „Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind“.

Joanna Szkolnicka